[Verf.: Johann Pezzl]

Skizze von Wien.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Viertes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1787.

Inhalt.

Seite

LXXXV. Die Donau 467
LXXXVI. Litteratur 673
LXXXXII. Schriftsteller . . . 482
LXXXVIII. Broschüristen . . . 485
LXXXIX. Geistlichkeit 495
XC. Jansenisten 502
XCI. Kammerjungfern 505
XCII. Stubenmädchen 509
XCIII. Redute. 514
XCIV. Lustmädchen. 519
XCV. Lustseuche 529
XCVI. Soll man Bordele (Freudenhäuser) anlegen ? 535
XCVII. Chirurgische Akademie . . 539
XCVIII. Nunziatur 542
XCIX. Schneider 545
C. Kaffeehäuser 551
CI. Zeitungen 555
CII. Geschriebene Zeitungen . . . 561
CIII. Mädchen = Pensionat . . . 565
CIV. Der Prater 569
CV. Egoismus 576
CVI. Brittensucht 579
CVII. Prediger = Kritik 583
CVIII. Moden 587
CIX Kirchen 592
CX. Bäder 597
CXI. Akademie der Künste . . . 603
CXII. Schazkammer 607
CXIII. Vieh=Arzneischule und Thier=Spital 613
CXIV. Der 31ste Dezember . . . 620

LXXXV.

Die Donau.

Dieser König der europäischen Flüsse, den man in Doneschingen mit Einem Schritt überschreiten kann, und der bei Semlin Schiffe mit dreißig Kanonen trägt, bringt den östreichischen Staaten überhaupt, und der Hauptstadt Wien insbesondere, unbeschreibliche Vortheile zu. Er hat, nebst dem Hof, vorzüglich den ungeheuern Wachsthum dieser Stadt veranlaßt, und er wird stets die mächtigste Ursache sein, daß Wien die Residenz der östreichischen Monarchen bleibe.

Es kommen auf der Donau jährlich ungefähr dritthalbtausend Fahrzeuge in Wien an. Die größten davon führen gegen vierthalbtausend Zentner. Von da steigen sie bis zum kleinsten Kähnchen hinunter, das einen Bauernpurschen mit einigen Mezen Obst führt. Von allen diesen Fahrzeugen geht keines wieder zurük; sie werden entweder in Wien zerschlagen, um das Holz davon zu verarbeiten, zu verbauen, zu verbrennen; oder sie gehn noch weiter in die ungarischen Provinzen hinunter. Dieß ist auch die Ursache, warum man die Donauschiffe nicht dauerhafter baut.

Die Ladungen dieser Schiffe bestehen aus allen nur möglich gedenkbaren Dingen: Obst, Vieh, Salz, Baumaterialien, Lebensmittel, Kaufmannswaaren, Weine, Gemüse, Holz, ꝛc. ꝛc. ꝛc. und endlich aus jener kostbaren, jener allbrauchbaren, jener Lieblingswaare der heutigen Könige, jener Waare aller Waaren, aus Menschen.

Ohne

Ohne von dem Vortheil bei gewöhnlichen Rekrutentransporten von den Werbeplätzen des H. R. Reichs nach Oestreich, oder von andern schleunig nöthigen Truppentransporten zu sprechen, führt dieser Fluß noch andere Menschengattungen häufig in den Schoß der Kaiserstaaten.

Der junge, gesunde, rüstige Handwerkspursche, welcher zum erstenmale seinen Wanderbündel auf den Rüken nimmt, und die weite Welt versuchen will, sieht in Ulm, Donauwerth, Augsburg, Regensburg, München, Passau ꝛc. die Schiffe und Flösse bereit stehen, welche ihm seine Reise um eine Kleinigkeit unendlich erleichtern. Er wirft seinen Bündel auf das Schiff, trinkt sich von seinen Mutterpfenningen frohen Muth zur Reise, und stoßt vom Ufer. Die Fahrt ist höchst angenehm und leicht.

Er kommt immer tiefer und tiefer in die Kaiserstaaten hinein, und statt der Mühe, den unter Wein und Gesang auf

dem sanften Rüken des Flusses gemachten Weg zu Fuß wieder aufwärts zu klimmen, sucht er sein Unterkommen irgendwo in Oestreich, Ungarn 2c. zu finden, macht sich dort ansäßig, und pflanzt eine neue Familie an.

Die Donau hat bereits jene hunderttausende von Kolonisten aus dem deutschen Reich, aus Lothringen, Schweiz und Elsaß, hieher geführt, welche in Ungarn, im Temeswarer Banat, seit zehn Jahren auch in Gallizien und Lodomerien, in tausend Dörfern deutschen Fleiß, deutsche Sitten und Sprache, und deutsche Zeugungskraft verbreiten. Noch dauern diese Einwanderungen fort, und werden so lange dauern, als Deutschland in hundert kleine Staaten zerstükt ist, so lange Generalpächter das benachbarte Frankreich aussaugen.

Der Fluß theilt sich gerade bei der Stadt in viele grössere und kleinere Aerme, welche angenehme, mit Bäumen, Buschwerk und

Gras

Gras bewachsene Inseln bilden, und die Gegend um Wien verschönern.

Alle diese Vortheile verbittert er aber durch eine sehr wesentliche Ungemächlichkeit. Wenn der Winter etwas strenge ist, so frieren alle diese Aerme zu, und beim Aufthauen im Frühling, wenn das von oben herunter ströhmende Wasser plözlich auf die unbeweglichen Eismassen treibt, muß es austreten, und überschwemmt die am Ufer liegenden Vorstädte, reißt Brüken und Dämme ein, sperrt die Kommunikazion aus Böhmen, und Mähren, und thut selbst der Stadt Schaden. Eben dieß geschieht, wenn auf den tyrolischen und salzburgischen Gebirgen zu Anfang des Sommers der Schnee gähe und häufig schmilzt, und durch den Lech, Iser, Salza, Inn, der Donau zu viel Gewässer zuführt. So hatte die Leopoldstadt vor zwei Jahren in einem einzigen Sommer vier Uiberschwemmungen.

Lange arbeitet man schon durch theoretische Spekulazionen und praktische Versuche, an dem Projekt, die Donau aufwärts zu schiffen. Einiger vortheilhaften Unternehmungen im Kleinen ungeachtet, wird es im Grossen schwerlich gelingen, und dieß nicht darum, als ob es den Anwohnern der Donau an Kenntnissen, oder Fleiß bei dieser Sache fehlte, sondern weil es beinahe phisisch unmöglich bleibt. Der Abfall des Flußes ist zu stark, als daß Wind oder mechanische Kräfte ihn je überwältigen könnten. Bloß vom Kahlenberg bis an die Stadt beträgt der Abfall schon 1 Fuß. Durch Ungarn hinunter ist es noch ungleich stärker, und strohmt eben dadurch reissender. Von Semlin bis Linz segeln wollen, hieße wirklich einen Berg hinanschiffen.

Der durch die Eifersucht des Prinzen von Baaden unbillig verfolgte Graf Marsigli hat diesen Strohm durch eine gute und prächtige Beschreibung genau kennen gelehrt.

LXXXVI.

LXXXVI.

Litteratur.

Bis auf Marien Theresiens Regierung wußte man in Wien kaum, was Litteratur sey. Ein theologisches Kompendium, ein Kommentar über die Pandekten, ein Gebethbuch, waren beinahe die einzigen Gegenstände, welche die sehr schlecht eingerichteten hiesigen Buchdruckereien beschäftigten. Nun brach einiges Licht hervor: die wahre Heilkunde entstand, und mit ihr alle übrige damit verwandte Wissenschaften, Chemie, Botanik, Naturgeschichte, Physik, Mineralogie ꝛc. zu deren Bearbeitung der einheimische natürliche Reichthum der östreichischen Erbländer gleichsam von selbst einlud.

Etwas später erwekten, Sonnenfels, Denis, Mastalier, Gebler, den Geist zur Liebe der schönen Wissenschaften. Man fieng an, Deutsch zu lesen; das Theater

wurde gereinigt; einige periodische Schriften lehrten durch Ernst und Spott die ersteren Grundlinien von Moral, Menschenkenntniß, praktischer Lebensphilosophie. Diese fiengen an, die Köpfe soweit zu beleuchten, daß man die Unbrauchbarkeit der damaligen öffentlichen Erziehung, die Pedanterei des Juristischen Wesens, das Abgeschmakte der theologischen Grübeleien zu wittern begann:

Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mentes, nec sinit esse feras.

Theresia, die zum dauerhaften Wohl ihres grossen Staats so viel that, unterstüzte die ernsthafteren Wissenschafteu unstreitig mit kaiserlicher Freigebigkeit; und die allerernsthafteste derselben, die allerheiligste Theologie, nur zu thätig. Entstanden nicht sehr viele und sehr grosse Meister in jenen Zweigen menschlicher Kenntnisse, so war Mangel an Unterstüzung wahrlich nicht Schuld daran. Dagegen konnten die schönen Wissenschaften,

die

die leichte Litteratur, die Lebensphilosophie im populären Gewande, die Gunst der Monarchin nicht erringen; diese wurden durch die heuchlerischen Schildknappen der Dame Theologie, als Bastarde der Musen, als unbändige, zuchtlose, naseweise Kinder verschrien und angeschwärzt. Man fürchtete in jedem Epigram eine Zweideutigkeit, in jedem Romänchen einen Steinregen a uf die Kirche, in jedem philosophischen Denkzettel eine Absicht gegen die Ruhe des Staats. Darum las man in Wien noch die Robinsons, die Grandisons und die Gespräche im Reich der Todten; da man im übrigen größten Theil des Deutschlandes schon lange die Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte.

Beim Anfang der jezigen Regierung sezte man sich über diese Bedenklichkeiten weg. Die Lesefreyheit ward erweitert, und die Freiheit zu schreiben dem Genius des Inlandes dargegeben. Unter den ernst-

haf-

haftern Wissenschaftszweigen werden vorzüglich Geschichte, Heilkunde, Chirurgie, Mineralogie, Botanik, Chemie, Mathematik, betrieben.

Unter den schönen Wissenschaften hat die Muse der Dichtkunst die meisten und würdigsten Söhne. Für das Theater wird vieles, aber meist nur ziemlich mittelmässiges Zeug gearbeitet. Im Fach der Romane ist bisher noch sehr wenig Gutes zur Welt gekommen. Ein Gebrechen der wienerischen Litteratoren ist auch, daß sie sich nicht eifrig genug um litterarische Neuigkeiten bekümmern. Es besteht nicht eine einzige inländische Anstalt, um dem Publikum Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Verfügungen im Reiche der Wissenschaften zu geben. Sehr gute Bücher, die nicht einen allgemeinen lebhaften Eindruck auf das deutsche Publikum machen, oder hohes Lokalinteresse enthalten, bleiben in Wien oft Jahre lang, auch wohl gänzlich unbekannt.

Am meisten fehlt es in Wien, wie zwar in ganz Deutschland überhaupt, an solchen Schriftstellern, welche die Kunst besizen, in kleinen Romanen, Erzählungen, Gedichten, Briefen, und andern Aufsäzen, Szenen aus der wirklichen Welt, schlichten Menschensinn, gute gesunde Lebensphilosophie, Welt- und Menschen-Kenntniß 2c. in leichten feinen Styl, mit der lachenden Mine der Satyre, des gewürzten Spottes, ohne pedantische Richtermine, ohne seichte, gemeinpläzige Deklamazion, ohne staubigen Schulwiz vorzutragen. Darinn sind die Franzosen eigentlich Muster; und die ernsten Britten haben ihren Swift, ihren Sterne, Chesterfield, Steele 2c. Freilich haben wir Deutsche unsern Wieland, unsern Blumauer, Sturz, Anton Wall, in deren Schriften jene gefällige Sprache, jene Philosophie der Grazien, jener helle Blik in die Struktur der politischen Maschinerie, in die Triebräder der Menschen-

hand-

handlungen, in die kleinen Ursuchen der grossen Wirkungen; jene ächte Darstellungsart unsers Thuns und Treibens unterm Monde, herrscht. Wenn man aber gegen dieser ihre wenige Bändchen die ungeheuern Papierladungen der Sächsischen Bücherfabriken stellt, die nichts als Unsinn, Aberwiz und schales Zeug enthalten; wo aus jedem Blatt der Kleinstädter, der Dorfpastor, der Schulrektor, der Student, der Buchhändlers-Tagwerker hervorgukt: so wird man wohl gestehn, daß es uns an Lehrern der brauchbaren Hausphilosophie noch gewaltig mangelt.

Allein diese Kunst erwirbt sich nicht leicht ohne genaue Kenntniß und persönlichen Umgang mit der schönen grossen Welt: und wenn die Vornehmen von Wien sich beklagen, daß so wenig lesbares für sie hier zur Welt kommt, so sind sie nicht wenig Schuld daran. In England und Frankreich schäzt man den feinen Schriftsteller

steller der grösten Gesellschaft würdig, man zieht ihn aus der Provinz in die Hauptstadt, man ehret ihn, man sucht seinen Umgang; er ist in den Palästen der Grossen zu Hause. Nicht so hier. Der deutsche Ahnenstolz würde darüber in Verzweiflung gerathen. Stürz sagt von Sterne: „Er artete in London aus, ei„ner übelversetzten Pflanze gleich; der „Weihrauch der Grossen verdarb ihm den „Kopf, und ihre Ragouts den Ma„gen." Ich nehme drei oder vier der hiesigen Grossen aus: an den Tafeln der übrigen würdet ihr vergebens selbst mit der Laterne einen Schriftsteller suchen, sollte er auch das Sentimental Journey, den Candide, und den Oberon geschrieben haben.

Mancher Schriftsteller dankt zwar gutwillig auf ewige Zeiten für Weihrauch und Ragouts. Aber die Grossen sollten um ihrer eignen Ehre willen mehr für

die-

diejenigen thun, die sie so oft von der Folter der Langweile erlösen.

In der That ist nichts unbilliger als die gewöhnliche Behandlung der guten Schriftsteller. Woher hat denn der Bebänderte Mann sein Wissen, das ihn zu dieser oder jener Würde erhob; woher hat das Stuzerchen seinen Wiz, die gezierte Dame ihre Empfindeley, als aus den Büchern!

Durch die Anhänger der Litteratur hat das nördliche Deutschland eine Art von öffentlicher Stimme erhalten, die es sehr wohl zu benuzen weiß. Jede seiner vortheilhaften Anstalten wird durch die vielen Schriftsteller allgemein bekannt gemacht; bei jedem öffentlichen Schritt seiner Regenten sprechen die Pressen, und suchen die Gemüther des Publikums für ihn zu gewinnen; jede Kleinigkeit von der guten Art wird bis an die Sterne erhoben; jeder Fehltritt wird durch hundert fliegende Blätter entschuldigt, vertheidigt,

weis

weis gewaschen. Im südlichen Deutschland hat man diesen Umstand bisher beinahe gänzlich vernachlässiget, und doch scheint er mir so völlig gleichgültig nicht. Die Welt wird durch Meynungen geleitet. Wer die beßte von sich zu erweken weiß, hat vor seinen Kollegen einen mächtigen Schritt voraus.

Se. Majestat, der Kaiser, hat vor kurzem den Verfasser einer Geographie von Ungarn zur Belohnung für sein Buch mit 100 Dukaten beschenkt; und eben jezt ist ein Preis von 100 Dukaten für das beßte Vorlesebuch über die christliche Kirchengeschichte ausgesezt.

Sollte es Seiner Majestät gefallen, öfters irgend ein Zeichen Ihres allerhöchsten Beifalls über eine litterarische Arbeit von sich zu geben, so würde dadurch die Litteratur Oestreichs unausbleiblich grössere und schnellere Schritte machen, als sie bisher gethan hat. Regierungsanstalten allein machen die Fürsten nicht unsterb-

lich. Augusts Regententhaten sind längst samt seinem ganzen Reich zum Nichts geworden, aber noch lebt er als Freund der Musen in Horazen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi sed omnes illacrimabiles,
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia Vate sacro!

LXXXVII.

Schriftsteller.

Ein gewisser Ritter Berisch gab vor einigen Jahren die Wiener Autoren, ein Beitrag zum gelehrten Deutschland heraus. Der Himmel bewahre mich, daß ich in die Fußstapfen des Hr. Berisch treten wolle! er trug nebst den wirklich verdienstvollen Männern, auch jeden obscuren Menschen in sein Register ein, der nur einmal ein paar Blätter Schwarz auf Weiß hatte abdruken lassen.

Ich rede hier nicht von den Gelehrten, sondern nur von den Schriftstellern Wiens. Diese Benennungen sind nicht von gleicher Bedeutung. Man kann ein wahrer Gelehrter seyn, ohne jemals ein Buch geschrieben zu haben; man kann im Gegentheil viele Alphabete zu Markte bringen, ohne gelehrt zu seyn. Es gibt im südlichen Deutschland sehr viele und sehr gründliche Gelehrte, die nie ein Buch schreiben; es gibt im nördlichen Deutschland eine Menge Büchermacher, denen Anspruch auf Gelehrsamkeit wohl nicht zustehet.

Es wäre gänzlich gegen und über den Plan der Skizze, einen vollständigen alphabetischen Autorkalender einzurüken. Ich begnüge mich, hier einige Männer zu nennen, die als Sterne der ersten Grösse am litterarischen Horizont glänzen, und denen auch das gegen Oestreich nicht selten unbillige Ausland laut und allgemein Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind:

Alxinger
Blumauer
Born
Denis
Eckhel
Haschka *)
Hunczowsky
Jacquin
Ingenhouß
Mastalier
Schmidt
Sonnenfels
Stoll **)

Ausser

---

*) Er wird nächstens eine Sammlung seiner Gedichte herausgeben.

**) Eben da ich dieses schreibe, erschallt die Nachricht von seinem Tode. — Multis ille flebilis occidit — Er war mein Arzt, mein Freund. Sein Geist möge auf seinen Schülern ruhen.

* * *

Ausser diesen lebt noch mancher würdiger Mann hier, der sich als Schriftsteller entweder in scientifischen Fächern, oder im Felde der Schönen Litteratur rühmlich bekannt gemacht hat. Ihr Namen-Verzeichniß würde für mein Heft zu weitläuftig werden. Auch bedürfen die meisten meiner unbedeutenden Erwähnung nicht. Das eigne Bewußtsein ihrer Verdienste, und ihr Ruf hebt sie von selbst mehr, als jede ähnliche Schreiberei. Indessen werd ich mir doch ein Geschäft daraus machen, sie bei einer andern Gelegenheit nachzuholen.

LXXXVIII.

Broschüristen.

Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüsten des inneren Afrika ein Heuschrekenheer emporhebt, und

und plözlich über eine ruhige Provinz hinschleudert: so hob das kaiserliche Handbillet über die Preßfreiheit im J. 1781 aus den öden Köpfen selbstgefälliger Müssigänger jenes bekannte unzählbare Broschürenheer empor, und ließ es auf das erstaunte Wien niederregnen.

Vom Tage dieser Federnfreiheit bis zu Ende des August 1782 waren schon über tausend solcher Heftlein erschienen. Man schrieb

— — Von all dem Wesen
Der olim gelehrten Pfaffheit; anbei
Von Stubenmädchen und ihren Röken,
Von Handlung, Finanz und Polizei,
Von Kaufmannsdienern und ihren Säken,
Von Fräulein, Frauen und ihren Geken,
Von Schneidern, Pensionen und Leichen,
Von Dienern, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advokaten und Professoren,
Von Bruderschaften und Rosenkränzen,
Von Fahnen die zu viel flimmern und glänzen,

Von

Von Lukaszetteln und Kardinalen,
Von Jesuiten und ihren Kabalen,
Vom Pabsten und seinen schönen Füssen,
Von Damen, die gern den Pantoffen küssen,
Und weiß der Himmel wovon noch! —
Kurzum
Da ist kein Pudendum noch Skandalum,
Das nicht ein rüstiger Federheld
Samt seiner Person auf den Pranger stellt.

Die Drukereien konnten die Preßbengel nicht schnell genug drehen, die Zensoren lasen sich die Augen müde an den Manuskripten-Ladungen, die täglich und stündlich auf der Zensur einliefen. Sie waren damals in der That die geplagtesten Leute in Wien; Sie mußten ex officio jeden Quark lesen, auch der nicht gedrukt wurde. Um sie einigermassen von dieser Folter zu befreien, und zu verhindern, daß nicht gar jeder armselige Wisch zum Druk angetragen würde, geschah im Mai 1784 der ernstliche Vorschlag, daß jeder Schrifterling mit seinem Manuskript sechs Dukaten

in der Zensur deponiren sollte, die verfallen wären, wenn das Manuskript nicht zugelassen würde. Man sah aber die unzwekmässigen Folgen dieses Vorschlags ein, führte ihn nicht aus, und gab dafür den Zensoren die Freiheit, auf ein nichtswürdiges Manuskript ohne alle andere Umstände zu sezen: *Typum non meretur.* Wodurch es dann nicht weiter an das Tageslicht kam.

In eben diesem J. 1784 fieng die Fluth der Broschüren schon an, sich zu verlieren. Im J. 1785 hörte die ungewöhnliche Menge derselben gänzlich auf; und seit dem steht die Zahl der erscheinenden Broschüren mit der Zahl der übrigen Bücher, mit dem Lesebedürfniß einer so grossen Stadt, und mit der Broschürenzahl in andern Hauptstädten so ziemlich in leidlichem Verhältniß. Die erste neugierige Lesewuth des Publikums ist gestillt, die Lust zu kaufen ist verschwunden; und die Schmierer, welche wohl noch öfter Lust

hät-

hätten, mit ihrer Waare zu Markte zu kommen, finden keine Verleger mehr.

Diese luftigen Dinger, welche einige Millionen Papierbogen färbten, sind wie Nebel verflogen. Von 4/5 derselben ist weder Spur noch Andenken mehr übrig. Ihre körperlichen Uiberreste sind in die Gewürz- und Käseläden gewandert, als Fidibus verbrannt, in Papilloten verwikelt, zu Tobaksdosen gekaut worden; sind durch Stuwers Feuerwerke in die Luft geflogen, in den Lägern bei Minkendorf, Pettau und Prag verschossen, oder der Göttin Kloazina geopfert worden.

Sie haben Uibels und Gutes gestiftet .... Ihre übeln Wirkungen waren, daß sie die bessere und ernsthafte Lektüre auf einige Zeit verdrängten; daß sie große Fehden zwischen verschiednen Leuten stifteten *); daß sie eine Menge von jun-

*) Leider ist das nicht in Wien allein der Fall. Man sehe sich nur ein bis-
chen

jungen Hohlköpfen verleiteten, sich mit Bücherschreiberei abzugeben, welche mehr für die Elle, die Drehbank, den Perükenstok ꝛc. gemacht schienen, als für den Helikon; daß sie der Wienerischen Litteratur im Auslande einen üblen Ruf zuzogen ꝛc. . .

Ihre

---

chen um im übrigen Deutschland, und man wird ähnliche Balgereien allenthalben finden.

Nicolai und Wieland
Lessing und Götz
Schlözer und Schirach
Lichtenberg nnd Voß
Basedow und Reiche
Semler und Barhdt
Biester und Starke
Winkopp und die Mainzer
Nicolai und Lavater, Garve,
Seiler ꝛc. ꝛc.

haben mächtige Kämpfe gekämpfet. Was Wunder, wenn auch einige Wienerische Litterati einander in die Haare kommen!

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Ihre guten Wirkungen waren, daß sie gleichsam einen neuen Zweig der Betriebsamkeit stifteten, Buchdruckereien entstehn machten, und dem Mechanischen des kleinen Lokal-Buchhandels eine bis dahin in Wien unbekannte Lebhaftigkeit verschafften; daß sie alle Volksklassen an das Lesen und ein bischen Nachdenken gewöhnten; daß sie die Gemüther für die plözlichen auffallenden Reformen vorbereiteten und geneigt machten; daß sie wichtige und nothwendige Dinge in einer leichten, populären, jedermann verständlichen und für solche Gassenblätter erträglichen Schreibart vortrugen. rc. rc.

In einigen Gegenden von Deutschland haben diese Broschüren seltsame Begriffe und Urtheile erwekt. Nikolai machte einen eignen Abschnitt in seine allgemeine deutsche Bibliothek unter der Rubrik: **Wiener Schriften**, und urthelte dort die unbedeutendsten Blättchen mit einem Ernst ab, als ob es Bücher von

Wich-

Wichtigkeit wären. Man spottete an andern Orten, daß z. E. so viel über den Pabst ist geschrieben worden. War etwan seine Reise nach Wien nicht eine so auffallende Erscheinung, daß es wohl im Publikum darüber zur Sprache kommen mußte? Waren die Anstalten, welche man gegen seinen Einfluß, gegen das System seiner Anhänger machte, nicht lebhaft genug, um dem darüber hoch erstaunten, und in seinen Begriffen schwankenden Volk einige Kenntniß von den rechtmässigen Ansprüchen des römischen Hofes geben zu müssen? Und wie konnte dieses am füglichsten geschehen? Hätte man es an die lateinischen Quartbände des Febronius De legitima potestate Romani Pontificis, oder gar an die lateinischen Folianten des Harzheim und Van-Espen weisen sollen, um zu lernen, was der Pabst sey, was er fordern könne oder nicht! . . . Freilich wäre zu wünschen

ge-

gewesen, daß nicht gar so vieles Geschmiere erschienen wäre; allein, dieß ist nun einmal das Schicksal der grossen Städte. Wie viel ist z. E. in Paris bei der tollen Halsbandgeschichte, bei der Versammlung der Notabeln, wie viel in Berlin bei dem lächerlichen Gesangbuchs-Streit, bei der Regierungsveränderung geschrieben worden! . . . *Tout comme chez Nous.*

Andere hat die Menge dieser fliegenden Schriftchen verführt, auf eine eben so ungeheure Zahl von Schriftstellern in Wien zu schliessen. Diese Herren thaten den Vätern jener Lilliputischen Geschöpfe mehr Ehre an, als man ihnen in Wien selbst wiederfahren ließ. Hier ist es keinem Menschen eingefallen, die Fabrikanten solcher Waare mit dem Namen der Schriftsteller zu belegen. Dagegen mußte man in der Berlinischen Monatschrift und mehreren auswärtigen Journalen beinahe bis zum Ekel wiederholt lesen, daß es in Wien der privatisirenden Gelehrten,

der Schriftsteller eine ungeheure Menge gebe. Sogar Herr Meusel, der doch sonst billiger von ähnlichen Sachen urtheilt, that in seinem ersten Nachtrag zum gelehrten Deutschland am Ende in einer Anmerkung den höchst schiefen ironischen Seufzer: „Wer sollte es wohl glauben, „daß aus dem grossen weiten Wien, „wo es Schriftsteller zu hunderten „giebt, mir nicht ein einziger Beitrag „zugekommen ist!“

Ich versichere H. Meusel, daß man in dem grossen weiten Wien von Schriftstellern zu hunderten nichts weiß; daß man da die leidigen Broschüristen keineswegs unter die Gelehrten oder Schriftsteller zählt. Daß ihm kein Beitrag zu seinem Werk geliefert wurde, kann ich mir kaum anders erklären, als daß er sich darum nur an jemand von jenen hunderten, nicht aber an wirkliche Schriftsteller in Wien muß gewendet haben.

LXXXIX.

Geistlichkeit.

Der Wienerische Almanach für Geistliche auf das Jahr 1787 giebt folgende Summen der Oestreichischen Geistlichkeit an:

Katholische.

Erz- und Bischöfe	57
Domherren	898
Pfarrer in den Deutschen und Hungarischen Erblanden. .	15136
Mannsklöster	1074
Frauenklöster	376

Griechische Unirte.

Erz- und Bischöfe	7

Griechische Nichtunirte.

Erz- und Bischöfe	9
Pfarrer	5857

Evangelische.

Superintendenten u. Pfarrer. . .	568

Re-

Reformirte.

Superintendenten u. Pfarrer. . . 1800

Unitarische

Superintendenten u. Pfarrer. . . 136

Den Klerus der Niederlande und Lombardei mit eingeschlossen, mag also das Ganze zusammen ungefähr 86000 geistliche Personen betragen.

Die Geistlichkeit in Wien, und in den Oestreichischen Ländern überhaupt, sowohl die hohe als niedere, theilt sich heut zu Tage in drei Partheien.

Die erste richtet sich nach dem gegenwärtigen System des Hofes; läßt sichs angelegen seyn, Aufklärung zu befördern, Vorurtheile zu vertilgen, den Aberglauben auszureuten, die päbstlichen Ideen abzuschütteln, Moral und praktische Religion zu predigen. Sie ist noch nicht sehr zahlreich, mehrt sich aber von Tag zu Tag, befolgt mit Eifer alle Verordnungen des Landesherrn, hilft sie in Ausübung bringen, und thut überhaupt,

was

was eigentlich Amt und Pflicht der Geistlichkeit in einem Staate ist, wo Ruhe, Sittlichkeit und Gedeihen unter dem Volke seyn soll. Für diese ihre Bemühungen ärndet sie Schuz, Ehre, Lobsprüche und Belohnungen; bei welchen Umständen es nicht fehlen kann, daß sie nicht nach einer Generazion die allgemein ausgebreitete werde.

Die zweite ist die Parthei der Orthodoxen nach altem Schnitt. Sie ist noch die zahlreichste, besonders auf dem Lande und in den entfernten Provinzen. Diese Herren wandeln wie im Nebel. Sie haben auf den alten Sauerteig geschworen, und sind wie betäubt von den Strahlen der bessern reinern Grundsäze, welche mit Macht allenthalben hereinbrechen. Man kann sie nur durch Furcht, durch Strafen, und durch Drohungen dahin bringen, daß sie ihren geliebten alten Schlender wenigst auf der Kanzel und bei andern öffentlichen Handlungen

nicht geradezu den neuen Verordnungen entgegen sezen. Aber wo sie immer denselben ausweichen, wo sie dieselben verdrehen, misverstehn, wo sie eine widrige Deutung hineinschieben können, unterlassen sie es nicht. Sie veranstalten selbst Auftritte und Fälle, wo sie Verwirrung und Unzufriedenheit stiften können. . . : Was sie bei einer solchen Stimmung des Gemüths im Beichtstuhl, was sie bei Hausbesuchen, im vertrauten Kreise bei andächtigen Weibern, Gecken, Unwissenden ꝛc. für Grundsäze predigen; wie sie da alle neueren Anstalten verschreien, alle Aufklärung verhaßt machen, alle Verbesserungen schwarz malen, läßt sich von selbst begreifen, leuchtet auch mittelbar aus manchen ihrer Schritte für den aufmerksamen Beobachter deutlich genug heraus.

Zur dritten Parthei gehören die Schwanker, die Achselträger, die Heuchler. Die Schwanker wissen selbst nicht, was sie eigentlich thun sollen, sie sind

we-

weder für das alte noch für das neue System; sie befinden sich in einer peinlichen Lage, denken heute mit Eybel, morgen mit Bellarmin. Sie sind die Halbköpfe; haben nicht Festigkeit genug, sich zu einer oder der andern Parthei öffentlich zu schlagen, nicht Licht genug, das Wahre vom Täuschenden zu unterscheiden; und thun ihre Amtspflichten, ohne selbst recht zu wissen, Wie und Warum. . . . Die Achselträger dünken sich sehr klug: sie wollen laviren. Man weiß nicht, was noch für Zeiten kommen, sagen sie, und dieser ungewissen Erwartung gemäß handeln und sprechen sie auch. Ihr Bestreben ist, zwischen der Hofparthei und der Orthodoxie sich im Mittel zu halten; darum behaupten sie in diesem Zimmer laut, was sie in dem andern laut verwerfen. . . . Die Heuchler hängen im Innern kräftig am alten System, wissen es aber meisterlich zu verbergen, machen äusserlich alles mit, was nach dem herrschenden System ist.

Nur ihre sehr Vertraute kennen ihre wahre Gesinnung. Bei der ersten Veränderung des Windes würden sie auch mit Freuden die Larve wieder abziehn.

Nebst dem in Aemtern stehenden Klerus gibt es noch eine gewisse Gattung sogenannter geistlicher Geschöpfe in Wien, deren Geschäfte nichts weniger als geistlich sind. Sie machen Ciceroni, Hausfreunde, Tagdiebe, Schmarozer, Trödler, Mäkler, Spieler, Anekdotenträger, Spionen, Korrespondenten, Tischnarren, Unterhändler, Kaffeehaussprecher rc. rc. Es sind meist Italiäner und Franzosen; obschon zweimal eine allgemeine Proskripzion gegen sie ergangen ist, haben sich doch unter verschiednem Vorwand noch immer viele derselben erhalten.

Das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist bekanntlich Christoph Migazzi, Kardinal, Erzbischof rc. Er stammt aus einer tyrolischen Familie, war bei dem Liebling Karls des VI. dem Kardinal Lamberg

Pa-

Page, kam dann als ein junger liebenswürdiger Abbe nach Wien, erwarb sich da viele und mächtige Freunde, ward Auditor Rotä in Rom, Gesandter in Spanien, Koadjutor in Mecheln, Erzbischof in Wien, Administrator des Bisthum Waizen, welches er aber am 1 Julius 1785 wieder verlor.

In den neuen Zeiten haben ihn die Broschüristen oft genekt. Es schien, als wollten sie sich für die Schikanen rächen, die Se. Eminenz unter der vorigen Regierung gegen gute Bücher und Bücherleser mit einer in der That abscheulichen Strenge, selbst gegen die angesehensten Männer, ausübte, uneingedenk, daß einst ganz andere Zeiten kommen könnten.

XC.

Jansenisten.

Unter die Narren in isten, die von Zeit zu Zeit in der kristlichen Welt erschienen, und dieselbe durch ihren Schwärmgeist beunruhigten, gehören auch die Jansenisten.

Der Unfug, welchen sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich trieben, ist bekannt. Sie bissen sich auf Leben und Tod mit andern Narren, genannt Molinisten oder Jesuiten, herum: mit dem Unterschied, daß sie wirlich aus ernstem wilden Fanatismus kämpften, die Molinisten aber aus feinen schelmischen Absichten die Narrenbatallje mitmachten. Es war der ächte Abderitische Prozeß um den Eselsschatten, denn er betraf fünf Zeilen aus einem alten Folianten, die kein Mensch verstand.

Indessen brachte diese theologische Armseligkeit die ganze, damals aufgeklärteste Nazion in Gährung. Könige, Päbste, Prinzen, Erzbischöfe nnd Parlamente, mischten sich darein. Es blizte Bullen, Lettres de Cachet, und Exkommunikazionen. Man verfolgte, unterdrükte, und exilirte einander wechselweise. Die Jansenisten griffen zu dem verzweifelten Mittel, Mirakel zu wirken, und trieben es auf St. Medards Kirchhofe so lange, bis der König unserm lieben Herrn Gott verboth, ferner Wunder zu thun *). Das grimmige Frazenspiel dauerte über hundert Jahre, und ward nur durch die erwachende Philosophie unserer Zeit in sein verdientes Nichts versenkt. Seit dem glaubte man, der Geist dieser Sekte wäre in der Utrechter Kirch konzentrirt.

*) De par le Roi defense à Dieu,
Ne faire plus Miracle en ce lieu.

Wie sehr erstaunte ich, da ich überzeugt ward, daß noch in den heutigen Tagen die Jansenisten in Wien eine ziemlich ansehnliche und eifrig wirkende Partei ausmachen. Diese Düsterlinge, welche beständig von der Verfassung der ersten Kristen, von der göttlichen Gewalt der Bischöfe, von der Macht der Kirche, von strenger Sittenzucht, von Nazionalkonzilien träumen, taugen nicht alle für unsere Zeiten.

Glüklicher Weise ist jezt die Zeit nicht mehr, worin eine freudenlose mürrische Religionssekte ihr Glük machen kann, und in Wien am wenigsten; sonst wär es wohl rathsam, über die Jansenisten genauer zu wachen, die sich jezt zwar ganz sachte und bescheiden betragen, aber sobald sie das Uibergewicht erhielten, uns alle zu ängstlichen finstern Kopfhängern und Mukern machen würden.

Das

Das einzige Gute, was sie gegenwärtig wirken, ist, daß sie unermüdet und tapfer gegen ihre ehemaligen Todfeinde, die noch immer planvollen und aktiven Exjesuiten arbeiten.

Übrigens ist die Geschichte dieser Sekte eine derbe Lekzion für die Fürsten, wie gefährlich es für die Ruhe der Staaten sey, wenn sie sich in theologische Fakzionen und Streitigkeiten mischen. Das beste ist, sie mit Verachtung ansehn, und dem lauten Spott der Schriftsteller überlassen.

XCI.

Kammerjungfern.

Von den rigorösen Jansenisten zu den koketten Kammerjungfern ists ein mächtiger Schritt. Diese beiden Dinge sind Extremitäten in der Gesellschaft, weil es eigends mit zu den auszeichnenden Dingen der Jansenisten gehört, strenge Myso-

gynen zu spielen. Indessen kenne ich doch manche Kammerjungfer, die vielleicht in einer Stunde unter vier Augen die Frucht von vielen Bänden des Arnauld oder Nicole zernichten würde.

Der Orden der Kammerjungfern ist in Wien von Wichtigkeit. Die Geheimnisse der ganzen schönen Welt gehn durch ihre Hände; und wer die Welt nur ein bischen kennt, der weiß, welche unglaubliche Dinge durch die Schöne Welt gewirkt werden. „Die stehenden Heere haben „vielleicht unsere europäische Regierungen „nicht mehr umgeschaffen, als die von der „Anna von Bretagne zuerst eingeführten „*Filles de reine*" sagt Hr Schlözer: und ich seze hinzu: die Filles de reine thun wenig merkbare Einwirkungen, wobei nicht die *Filles de chambre* den Knoten schürzen, oder auflösen helfen, nicht um das Geheimniß wissen, nicht hinter der Kulisse mitspielen.

Den Dialog mancher Dame mit ihrer Kammerjungfer Morgens an vertraulichen Puztischen mit anhören können, wäre für den Philosophen oft ein interessanter Leker- bissen, eine Sache von Wichtigkeit, die ihm Aufschlüsse über die größten Auftritte des Tages geben würde. . . . In der Re- gel ist die Kammerjungfer stets die Ver- traute ihrer Dame, besonders wenn diese noch jung ist. Indessen giebt es auch welche, die von ihren Frauen gleichgültig behandelt, auch wohl recht teuflisch von ihnen geplagt werden, besonders wenn sich etwa Eifersucht einmengt. In diesem Falle trennt man sich bald.

Die Wienerischen Kammerjungfern le- ben bequem. Die Intimitäten ihrer Da- men besorgen, und den Puz etwas in Ordnung bringen helfen, dieß ist ihre gan- ze Beschäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Liebhabern zu tändeln, und auf den Schmuk ihres Geistes und Körpers zu wenden. Auch gibt es einige

unter

unter ihnen, die Geschmak, Wiz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besizen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen, und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen. . . . Uiberhaupt haben sie gewöhnlich mehr Artigkeit und guten Ton, als die meisten jungen Fräulein; weil ihre freiere Lebensart ihnen erlaubt, mehr Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, und sich mehr abzuschleifen.

So lange sie noch sehr jung und schön sind, ist es ein äusserst kostbares, theures Möbel um sie, weil gewöhnlich reiche Kavaliers in der Nähe stehen, welche die Reize des muthwilligen Kindes in Pacht genommen haben, oft auch nur der Zofe wegen in die Gesellschaft der gebietenden Frau kommen. Wenn sie aber gegen die dreißig hinansteigen, dann werden sie geselliger und umgänglicher. Da sie manchmal mit hohen Häusern in heimlicher naher Verwandtschaft stehen, so sorgt man schon

dafür, daß sie noch vor ihrem Herbst in den Armen eines Stallmeisters, Kammerdieners, Haushofmeisters, Güterverwalters, Forstmeisters, Mundkoches, oder Kanzleimannes, der manchmal ebenfalls mit dem hohen Hause verwandt ist, ein Los finden. Sollten es Umstände rathen, sie früher unter die Haube zu bringen, so findet sich auf den herrschaflichen Gütern immer eine ähnliche Gelegenheit.

XCII.

Stubenmädchen.

Wie sich in den grossen Häusern die Dame von der Kammerjungfer bedienen läßt, so läßt sich diese wieder von den Stubenmädchen bedienen. Bei den Weibern von minderer Bedeutung sind die Stubenmädchen das, was die Kammerjungfern in den Palästen vorstellen.

Die

Die Legion der Stubenmädchen ist zahlreich: ich glaube, daß sie wenigst aus viertausend Köpfen besteht. Es sind junge, hübsche, runde, muntere Dinger, voll Koketterie, Muthwillen, Neckerei und Buhlerei. Sie hüpfen durch das Leben hindurch, ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen dabei geschieht, oder wozu sie eigentlich da sind. Kaffe und Schokolade zu machen, ein Hemd zu wärmen, einen Tisch zu wixen, das Bet zu machen, ein Halstuch zu glätten: dieß sind die Künste der Wienerschen Stubenmädchen. Sie halten sich in ihrem Anzug sehr reinlich, wissen ihn mit Geschmak zu wählen, und bleiben meist bei der schon unter ihnen eingeführten Tracht, welche die böhmische Haube, und das knappe Korsettchen vorzüglich niedlich machen. Da die ganze vornehme weibliche Welt sich in die abscheulichen Buffanten stürzte, und mit einer steifen lächerlichen Breite pralte, hatten die Stubenmädchen allein Mutterwiz

genug, ihre hübschen Figürchen nicht durch jenes abentheuerliche Gereife gleich Pakeseln auf beiden Seiten zu verunstalten. Sie verstanden ihren Vortheil besser, und fütterten ihre Hintern *) gut aus. . . . Ihre Jahrsbesoldungen sind zwischen 25 und 40 Gulden; diese reichen gerade hin, ihre Schuhe und ihren Haarpuder zu bezahlen. Nichts destoweniger gehen sie Sonntags ganz in Seide gekleidet, mit goldnen Ohrgehängen und grossen silbernen Schnallen in die Kirche, in den Prater und in die Komödie. — Rathet, wo sie ihre Kapitalien liegen haben! —

Un-

*) Man spricht täglich ohne Anstand von Culs de Paris, Faux Cul &c. Warum sollte man das Ding nicht auch deutsch nennen dürfen.

Unter der im Punkte des sechsten Geboths so strengen Regierung der Kaiseirn, waren die Stubenmädchen ein Artikel von grösserer Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß; lauter honette Mädchen, und wohnen in lauter honetten Häusern: wenn also junge Herren zur Frau von, zur Wittwe von rc. in die Gesellschaft giengen, so konnte doch die Polizei nicht so neugierig seyn, und nachschleichen, um zu sehn, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sey; da man hingegen bei minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stunde sicher war. — Seitdem aber die Regierung aus sehr weisen Gründen heimlichen Freuden nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth der Stubenmädchen um vieles gefallen, und, wenige Ausnamen abgerechnet, sind sie jezt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören: Sie machen die Mätressen der Jäger, Läufer, Lakaien, Leibhusaren, und besonders

der

der Kaufmannsdiener in den Seiden- und Galanterieläden. Da sie die Puzmaterialien für ihre Frauen von dort zu holen haben, so fällt manche Elle Zeuch, Band, Spizen ꝛc. nebenhin. Dafür darf der Ladenjunker Sonntags kommen, das gutwillige Ding im Fiaker auf das Land führen, und ihr — wie Yorik die Schuhschnalle fest machen.

Hr. Rautenstrauch hat im J. 1781 einen garstigen Prozeß gegen die Stubenmädchen angefangen; aber die Dingerchen fanden ihre Advokaten. Das ganze galante Wien nahm an der Fehde Theil. Man schrieb zwanzig Broschüren für die guten Mädchen; und wen diese papiernen Beweise von ihrer guten Sache nicht überzeugen konnten, den hätten sie nöthigen Falls gewis in eigner Person von ihren Vorzügen überwiesen....,... Merkwürdig ist, daß gerade zur nämlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin

für ein altes Gesangbuch geschah. — Was mag wohl, beim Lichte besehen, weniger närrisch seyn, sich für ein paar tausend junge artige Mädchen, oder für eine Sammlung alter sinnloser Kirchenlieder interessiren!

XCIII.

Redute.

Sie ist die Hauptbelustigung der Fastnachtszeit, für das bessere Publikum.

In einem Flügel der kaiserlichen Burg sind zwei ungeheure Säle, dem Comus und Bachus geweiht. Sie stehn vom 7ten Januar bis zum lichten Aschermittwoch offen; anfangs alle Wochen Einmal, später hin jede Woche zweimal, und die lezten drei Fastnachtstage alle. Man steigt an einem eisernen Gatter ab, gehet durch eine Reihe von fünfzig schnurbärtigen Grenadiers, die mit ihren rauhen Bärnmü-

zen und Bajonettengeklirre das scheue Mädchen beben machen, welches zum erstenmal mit hochklopfenden Herzen am Arm ihres Geliebten die berühmte Redute besucht. Wenn man durch diese Halle des Mavors gedrungen, und einige Stufen hinangestiegen ist, öffnet sich plözlich der grosse Zaubersal. Viele tausend Wachskerzen auf grossen wiederscheinenden kristallnen Lustern und piramidenförmigen Leuchtgestellen symmetrisch gereihet, blenden das Aug, und Pauken- und Trompettenschall, mit den sanfteren Tönen von hundert musikalischen Werkzeugen vermengt, rühren das entzükte Ohr, und heben unwillkürlich den jugendlichen Fuß zum fröhlichen Tanz..... Die Lustbarkeit dauert von zehn Uhr Abends, bis um sechs Uhr des kommenden Morgens.

Bei der ersten Einrichtung der Redute wurde sie häufiger besucht. Seit einigen Jahren thun ihr die Bälle und Pikeniks in den Privathäusern merklichen Abbruch.

Es giebt gewisse zimperliche Halbdamen, deren Eitelkeit mehr geschmeichelt ist, wenn sie auf ihrem langweiligen Hausballe als vermeintliche Ball-Königinen gebieten können, als wenn sie auf dem grossen Sammelplaz der Freude, ohne Bewunderer und Anbeter erscheinen sollen..... Dem ungeachtet ist die Redute noch immer glänzend genug, besonders in den leztern Wochen. Wenn nur tausend Personen da sind, ist es zu einsam. Anderthalbtausend Köpfe machen eine bequeme Redute, in diesem Fall ist eben noch Raum genug zum tanzen. Zweitausend verstellen den Tänzern schon den nöthigen Plaz. In den lezten Tagen, wenn sich die Freudenjäger bis gegen dreitausend einfinden, dann ist man in der Presse. Vergebens schneidet das Orchester seine Menuets und deutsche Tänze herunter: man kann nicht drei förmliche Schritte machen; alles drängt einander zum erstiken; es ist eine

un=

unbehifliche Menschenfluth, die nur eine langsame wellenförmige Bewegung hat.

Ehedem hielt man viel auf sehr auszeichnende, zum Theil sehr kostbare Masken, die oft eine grosse Gesellschaft zusammen auf die Redute brachte. Dieser Geschmak ist gänzlich gefallen: man achtet einen solchen kurzen Spaß nicht mehr der vielen Unkosten werth. Die meisten jezt erscheinenden Masken sind Domino und Venezianer-Mäntel. Frauenzimmer gehn häufig in ihrer gewöhnlichen Puzkleidung. Niemand, der nicht aus besondern Ursachen unerkannt seyn will, trägt die Maske vorm Gesichte. Manche gehn in ihren ganz gewöhnlichen Kleidern, und steken bloß eine Larve auf den Hut, um dem Gesez, maskirt zu erscheinen, wenigst im weitesten Verstand genug zu thun.

Die Redute ist zum Vortheil der Armen angelegt: der Uiberschuß von den nöthigen Ausgaben fließt in die Kasse der Dürftigkeit. Dieß ist der beßte Zoll, den

man der Armuth entrichten kann: es ist billig, daß der Hilflose von unsern Vergnügungen Unterstützung schöpfe; auch wendet kein Mensch gegen diese Taxe das mindeste ein .... Man bezahlt für den Eintritt jeder Person zwei Gulden. Erfrischungen und Tafel sind in Nebenzimmern für bestimmte Preise zu haben.

Mürrische Kasuisten! die ihr in euren diken Quartanten mit vieler Spizfindigkeit untersucht; in quantum, sine periculo peccati mortalis, liceat ostendere ubera? Kommt ihr Schulfüchse auf die Redute, seht um euch her, und dann macht euren Syllogismus!

Von den heimlichen Minen, offenbaren Stürmen, falschen Angriffen, feinen Wendungen, plözlichen Schwenkungen ꝛc. ꝛc. kurz von all den Stratagemen, welche der grosse Eroberer Amor auf den Redutensälen ausübt, sage ich nichts. Nichts von den Siegen, die hier über Blödigkeit, Eigensinn, Sprödigkeit, Grille,

Tu-

Tugend, Koketterie, Wachsamkeit, Männer-Troz, Unempfindlichkeit ꝛc. davongetragen werden. Ich könnte den Argwöhnischen, den Strengen, den Eifersüchtigen, den Kargen, den Schläfrigen, den Zutrauenden ꝛc. manches verrathen; aber, noch einmal, ich sage nichts: man muß verschwiegen seyn. Wird die Liebe nicht ohnehin von der Gesezgebung, der Heuchelei, dem Wohlstand, dem Eigennuz, der Politik ꝛc. genugsam gehemmt und genekt!

XCIV.

Lustmädchen.

Es sind nicht fünfzehn Weiber und Mädchen in Wien, denen ihre Liebhaber Kutschen und Pferde halten; und unter diesen fahren nicht fünf als bekannte Mätressen grosser Herren herum: eine Zahl,

die im Verhältniß mit andern grossen Städten wahrlich geringe ist.

Grösser ist die Zahl derjenigen, welche auf einem ganz artigen Fuß von reichen Liebhabern unterhalten werden; aber meistentheils in ihren Häusern versperrt sizen, nie öffentlich mit ihren Liebhabern erscheinen, und denselben jährlich zwei bis dreitausend Gulden kosten.

Noch grösser ist die Zahl derjenigen die von minder reichen Leuten unterhalten werden, zu zwei bis dreien bei einer gutherzigen Matrone beisammen wohnen, jährlich fünf bis sechshundert Gulden von ihrenLiebhabern ziehen,und diesen, bei plözlicher günstiger Gelegenheit einige Dukaten zu erhaschen, von Zeit zu Zeit auf eine Viertelstunde untreu werden.

Alle diese unterhaltenen Mädchen gehn von Hand zu Hand. Es wird nach einiger Zeit entweder der Liebhaber ihrer satt; oder es bietet sich ein andrer an,

der jährlich einige Dukaten mehr verspricht, und so, wie billig, vorgezogen wird.

In die vierte Klasse gehören diejenigen, welche zwar von Niemand unterhalten werden, aber doch nicht jedem zu Gebothe stehn, sondern nur gewisse bekannte gute Freunde haben, von denen sie wechselweise besucht werden.

Nach diesen folgt die Schaar derjenigen, die ganz leidlich, zum Theil auch niedlich, gekleidet, in der Mittags- und Abendstunde auf den volkreichsten Strassen der Stadt herum streichen, und jeden, der seinem äussern Ansehn nach einen Gulden in Sak zu haben scheint, gutwillig mit sich nach Hause nehmen.

Die lezten, unter diese Rubrike gehörigen Geschöpfe sind jene brutalen Dirnen, die in den Saufhäusern der Vorstädte sich mit Bierkannen berauschen, und dann mit Soldaten, Fiakerknechten, groben Handwerkspurschen ꝛc. in wildem Taumel erliegen.

„Irre ich, frägt der Verfasser der Schwachheiten der Wiener — „wenn ich behaupte, daß Wien zehn„tausend weibliche Geschöpfe hat, die „jedermann für jeden Preis zu Dienste „stehn, und viertausend andere minder „ausschweifende, die von Hand in Hand „gehen? . . . Freilich irrt er: seine Rechnung ist um ein merkliches übertrieben. Ich glaube der Wahrheit näher zu kommen, wenn ich sage, daß Wien ungefähr zweitausend öffentliche Strassendirnen, und etwa fünfhundert unterhaltene Mädchen hat. . . . Ich würde jene Angabe nicht berührt haben, wenn sie nicht Hr. Nicolai, troz ihrer auffallenden Unwahrscheinlichkeit, getreulich in seine Reisebeschreibung eingetragen hätte, vermuthlich bloß, weil sie so gelegen kam, den Wienern eine Schlappe mehr anzuhängen.

Soll ich es wiederhohlen, daß die Wienerschen Lustmädchen, im Vergleich

mit den Parisischen und Berlinischen, züchtig sind? Wenn man den Reisenden glauben darf, ist dieß wirklich so. In Wien wird euch ein solches Mädchen nie verfolgen, nie in den Weg treten, nie beim Rok an sich ziehn. Sie blikt euch verständlich genug an, oder sagt höchstens im Vorbeigehn leise: Kommen Sie mit? . . . Dagegen beklagen sich die Dilettanten aber auch, daß die hiesigen Mädchen zu wenig in ihrem Metje raffiniren, daß sie nicht bequem eingerichtet sind, daß sie ihre Gesellschaft sehr wenig zu unterhalten wissen. — Wie wäre es auch anders möglich! Unter der vorigen Regierung wurde mit äusserster Strenge gegen diese armen Geschöpfe verfahren, und seit der jezigen ist die Zeit noch zu kurz, um diesen Zweig des Luxus schon in einiger Vollkommenheit hergestellt zu sehen.

Ehemals wüthete man, wenigst dem Vorgeben nach, aus religiösen und moralischen Gründen gegen den unehelichen Ge-

Genuß der Liebe. Die Moralität der Sache überläßt man zwar heute dem Gewissen des Sünders; aber man hat sie dagegen zu einem politischen Problem gemacht. Immer hört man noch die Fragen: Kann der Staat öffentliche Mädchen dulden? Wie hoch kann er ihre Zahl anwachsen lassen? Bis auf welchen Grad kann er die Publizität ihres Gewerbes dulden? Soll er sie ihrem eignen Schiksal überlassen, oder soll er eine Art von Aufsicht darüber führen? . . . daß er sie nicht gänzlich vertilgen oder aufreiben könne, scheint er wohl endlich durch sein Benehmen zu bestättigen. Das **Ob**? ist also so gut als entschieden; nun kömmt es noch auf das **Wie**? an.

Indessen dünkt mich, man lege dieser Sache mehr Ernst und Wichtigkeit bei, als sie verdient. Wenn der ganze Staat mit öffentlichen Priesterinnen der Liebe angefüllt wäre, dann müßte er freilich auf kräftige Gegenmittel denken. Allein, wie

aus-

ausgebreitet ist denn das Reich der Lustmädchen? Es ist die Hauptstadt, und etwa noch ein paar der grössern Provinzstädte: da habt ihr den ganzen Wirkungskreis des Unwesens. Wie nun die Hauptstadt in der ganzen Form ihrer Verwaltung gewöhnlich eine grosse Ausnahme von der Verwaltung des Staats macht, so wird sie es wohl auch in diesem Artikel machen müssen.

So abgeschmakt und beleidigend für das Publikum es ist, wenn ein Mann, der jährlich 60000 Gulden verzehrt, dem Monarchen eine Rechnung vorpinselt, worinn er klar zeigt, wie jeder Beamter von hundert Gulden Besoldung ganz bequem mit Weib und Kindern leben könne, er, der auf jede Schindmähre, die an seinem Wagen zieht, jährlich mehr verwendet; der gar keinen Begriff haben muß, was hundert Gulden für eine ganze Familie in unsern Zeiten sind: eben so abgeschmakt ist es, wenn ein Mann, der eine

sehr

sehr einträgliche Stelle, ein schönes Weib, und etwa nebenher etwas noch Schöneres hat, nachdem er niedlich getafelt, und eine Stunde mit seiner schönen Frau Kabinetsruhe gehalten hat; wenn er dann hingeht, und ganz trocken predigt: Man muß der Lüderlichkeit Einhalt thun, um dadurch die Leute zum heurathen zu zwingen.

Was sind es für Leute, die nicht heurathen wollen, die den Lustmädchen nachlaufen? Sie sind nicht aus der Klasse der Bürger, der Handwerker, des geringen arbeitsamen Volkes: nein, es sind junge Kavaliers, reiche Wollüstlinge, Leute vom Mittelstande, junge Beamte, Künstler ꝛc. die bei geringen Einkünften doch in ihrem Aeusserm für die grosse Welt präsentabel erscheinen müssen.

Wer solche Leute durch Verjagung der Lustmädchen zum heirathen zwingen zu können glaubt, der muß die Menschen wenig kennen. Was werden die Folgen des

Zwan-

Zwanges seyn? Entweder die abscheulichsten Laster, oder man wird sich an ehrliche Weiber und Mädchen machen, und sie zu seinen Absichten zu lenken suchen. . . . Man hat von jeher die Lustmädchen als moralische Strahlableiter für die Sicherheit der tugendhaften Weiber gehalten. Was die gewissen abscheulichen Laster betrift: diese sind dem Staat sichtbar noch unendlich schädlicher als die uneheliche Liebe; sie schwächen ihre Anhänger noch mehr, und bringen gar nichts hervor, da die Mädchenfreunde doch jährlich immer zwei Drittheile von Schwangeren in das Gebährhaus liefern.

Endlich, wer kennt die Tyrannei der Weiber, ihre Herrschsucht, ihren Stolz, ihren Troz nicht! Da uns ein unglükliches physisches Bedürfniß von ihnen abhängig macht, so wissen sie sich ihrer Macht gewöhnlich nur zu wirksam zu bedienen. Will man einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung, zu Unthaten; will man einen

Wei-

Weisen zu Albernheiten, zu Narrenstreichen verleiten: so gebe man ihn nur einer schönen Spröden Preis. Wie der arme Teufel Monate und Jahre lang zu den Füssen der schelmischen Kokette seufzen wird; wie er Zeit und Vermögen verschwendet, ihren Genuß zu erringen; wie er darüber zum Mährchen der Stadt wird, wie er Freundschaften, Pflichten, Verbindungen vergißt und aufopfert! — In solchen verzweifelten Fällen ist kaum ein anderes Gegenmittel, als ihm ein Freudenmädchen in die Hände zu spielen: dieß kühlt sein Blut ab, und giebt ihm seine Vernunft wieder, daß er lachend seine Unerbittliche verläßt.

Die Weiber wissen, wie sehr die Lustmädchen ihrer Herrschsucht im Wege stehe, darum sind sie ihre unerbittliche Feindinnen, und haben stets an den Verfolgungen derselben den größten Theil gehabt.

XCV.

XCV.

Lustseuche.

Vom Kapitel der Lustmädchen ist der Uibergang auf das Kapitel der Lustseuche sehr natürlich.

Herr Hensler hat sich die Mühe genommen, uns die traurige Geschichte dieses Uibels — eines der mörderlichsten in dieser beßten aller möglichen Welten — mit grosser Genauigkeit zu beschreiben *) Hr. Hensler ist nicht von der Meynung derjenigen, welche glauben, daß diese Krankheit erst durch die Entdekung von Amerika aus den westindischen Inseln nach unserm Europa sey verpflanzt worden: er behauptet, daß diese Seuche schon von jeher

*) Geschichte der Lustseuche, von Hensler.

jeher in Europa einheimisch gewesen sey wenn sie auch andere Namen trug, und durch etwas veränderte Symptomen ausbrach. Seine Gründe sind nicht ohne Nachdruk; aber seitdem ich die Amerikanischen Briefe des Grafen Carli gelesen habe, bin ich auf der Seite derjenigen, welche diese schmerzliche und Menschen-zerstörende Krankheit für ein Amerikanisches Produkt halten. Carli führt eine Stelle aus den Briefen des Vespuz *) an, worinn sich folgende merkwürdige Nachricht von den lüsternen Amerikanischen Weibern befindet: „*Le donne danno a „bere agli uomini il sugo d'una cert'- „erba, e se questo non giova, acco- „stano alla parte certi animali velenosi, „che la mordono, finche si gonfia.*“ Hält man diese Stelle gegen eine Stelle der

*) Vita, o Lettere di Amerigo Vespucci.

der grossen französischen Encyklopädie, wo der Ursprung dieser Krankheit ebenfalls vom Biß giftiger Thiere als nicht unwahrscheinlich angegeben wird; hält man sie mit der herrschenden Meynung von ihrem amerikanischen Ursprung zusammen, welche sich auf die Beobachtung gründete, daß man sie erst nach der Entdekung von Amerika in Europa zuverlässig als existirend beobachtete; hält man sie mit dem Umstand zusammen, daß die Lustseuche in den Morgenländern und bei allen jenen Völkern unbekannt ist, die nichts mit den Amerikanern zu thun haben, oder sie von den westlichen Europäern mitgetheilt bekamen: so bleibt die ältere sehr allgemeine Vermuthung höchst wahrscheinlich, das wir dieses leidige Gift aus den westindischen Inseln geholt haben.

Am Ende, was liegt auch daran, woher ein Uibel sey. Wenn es damit geheilt wäre, daß wir seine Quelle wüßten: so hätten wir ja Leibnitzens Theodi-

cee, Villaume's und Hallers Dichtungen vom Ursprung des Uibels. Aber leider! genug, daß es da ist, und durch keine Metaphysik gelindert wird! Die grossen Städte sind sein wahrer Thron. Müssiggang, würzhafte Speisen, feurige Getränke, Kokketterie, studierter Puz, häufige Schönheiten, Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Reichthum auf einer Seite, und Dürftigkeit auf der andern: alles dieß macht daselbst den Liebesgenuß zum dringendern Bedürfniß, den Wechsel in diesem Genuß zur Würze desselben; und die giftige Anstekung zur Folge des häufigen Wechsels.

Die Vorsicht versetzte das Fieber nach Europa, und das Heilmittel desselben — die Quinquina — nach Amerika; sie erschuff die Lustseuche in Amerika, und ließ das Heilmittel derselben — den Merkur in Europa erfinden!

Wien ist so wenig von diesem Uibel frei, als irgend eine andere grosse Stadt in Europa; doch scheint es hier weniger allge-

gemein verbreitet zu seyn, als es, nach Aussage der Reisenden, in einigen andern Hauptstädten herrscht. Es ist eine böse Schlange, die ihren nagenden Zahn allenthalben ansezt. Weder eine Leibgarde, noch ein Portier sind im Stande, sie von den glänzendsten Palästen abzutreiben: Franz der I. und Heinrich der III. in Frankreich mußten ihre Biße fühlen. Man sagt, daß selbst der frömmste Bruder Pförtner sie nicht immer von den geheiligten Klöstern ausschliessen kann. Sie benagt alle Stände; hält sich aber vorzüglich an die grosse und schöne Welt; macht manche fette Pfründe, manches Ordensband, manche Eskadron vakant; macht, daß der Fiskus wieder zu Gütern kömmt, die Jahrhunderte lang das Erbtheil vornehmer Familien waren.

Die gutwilligen Mädchen, diese Martyrinnen des Bedürfnisses, der Laune und Flatterhaftigkeit, sind die unausbleiblichen Opfer dieser Krankheit. Es sind von Zeit

zu Zeit nächtliche Hausvisitazionen. Die gesunden Mädchen entläßt man, die kranken müssen in das Spital wandern. Sie tragen also das Uibel ein halbduzendmal dahin, werden immer taliter qualiter geheilt, und erliegen endlich darunter.

Für die räsonnirende Welt ist diese Krankheit das wirksamste Geboth gegen die Unkeuschheit. Ein unerbittlicher Chirurg mit Incisionsmessern, Scharpie und Höllenstein im Perspektiv, verhindert mehr Sünden, als wenn Moses selbst mit seinen zwei steinernen Tafeln käme.

Herr Preval soll vor einigen Jahren ein Präservativ gegen das Gift der Liebe erfunden haben. Dieß wäre eine Preisaufgabe für einen Fürsten, dem das Bevölkerungssystem am Herzen liegt.

Ein gewisser Doktor der Rechte Bauer in Wien both vor einiger Zeit ein Universal Heilmittel gegen das Uibel an, wofern Deutschland im voraus so viel Geld zusammen schiessen würde, als er nöthig hätte,

seine

seine Stadt im Traum zu bauen. Das Publikum lachte ihn aber als einen universal Träumer aus, und holt einsweilen das Heilmittel gegen die Lustseuche aus den Gruben von Hidria.

XCVI.

Soll man Bordele (Freudenhäuser) anlegen?

Vor einigen Monaten fiel es mit Einmal mehrern Broschüristen in den Kopf, über die Anlegung von Freudenhäusern zu schreiben. Alle riethen zur Einführung derselben. Um eben diese Zeit kam dieser Gegenstand in ernstliche Uiberlegung bei der Regierung selbst. Man holte von der Polizei und von der medizinischen Fakultät Gutachten und Vorschläge darüber ein. Seitdem ist nichts weiter in der Sache geschehen; auch sind die Stimmen jener Stellen, und der Entschluß der Regierung nicht bekannt geworden.

Ich meines Theils glaube, daß man förmliche öffentliche Bordele (Freudenhäuser) nicht einführen soll. Man höre meine Gründe.

So lange die Freudenmädchen zerstreut leben, und von der Polizei nur tolerirt werden, ist für die öffentliche Sittlichkeit immer noch ein Schritt mehr gewonnen. Der neue unerfahrne Jüngling scheut sich stets noch etwas mehr, solche Geschöpfe zu besuchen, weil der abschrekende Gedanke nicht ganz von ihm weicht, er könnte vielleicht überfallen werden, Verdruß haben, oder beschimpft werden. Wird aber durch öffentlich errichtete Häuser die Sache authorisirt, so fällt dieser Grund ganz weg.

Der wichtigste Grund zur Errichtung solcher Häuser, ist die Verhütung der Anstekung. Ja! Wenn der Himmel bloß die Lustmädchen mit der heillosen Krankheit geschlagen hätte, dann möchte es angehen. Aber wo wollt ihr mit den galan-

ten Weibern hohen und gemeinen Ranges, wo mit so vielen honettscheinenden Mädchen hin? Es ist leider nur zu wahr, daß die Zahl der Vergifteten von diesen beiden Klassen eben nicht unansehnlich ist. Die Liebhaber werden es also von Zeit zu Zeit bei jenen galanten Geschöpfen, welche von aussen mit Zucht und Keuschheit prangen, holen, und zu den Lustmädchen verpflanzen.

Endlich würde durch diese Anstalt die gesellschaftliche Freiheit unvermeidlich neuerdings einen gewaltigen Stoß leiden. Um jenen Häusern hinlängliche Kunden zu verschaffen; um zu verhüten, daß durch Galanterien ausser jenen Häusern die Krankheit nicht immer noch eben so sehr verbreitet würde, wie gegenwärtig, würde man mit äusserster unerbittlicher Strenge gegen alle unauthorisirte Häuser und Personen wüthen; ein Umstand, der die gehäßigsten Spionereien, Denunziazionen, Keuschheitskommissionen, Haus- und Bett-

Durchsuchungen nach sich ziehen müßte: Prozeduren, welche für die ganze Masse des Publikums ein grösseres Uibel sind, als die venerische Krankheit für einige Ausschweiflinge ist.

Ein minder gehäßiger, und vielleicht doch eben so wirksamer Ausweg wäre, wenn die Polizei die Freudenmädchen anhielte, sich alle acht oder zehn Tage bei Gewissen dazu bestellten Chirurgen visitiren zu lassen. Die Kranken würden behalten, und ins Heilungshaus geschikt. Den gesunden würde ein gestempeltes Gesundheits-Attestat, immer vom Tage der letzten Visitazion datirt, gegeben, welches sich jeder bei ihnen Eintretende könnte allemal vorweisen lassen.

Laßt uns aufrichtig sprechen. Wie einseitig sind solche Anstalten! Glaubt man denn wirklich etwas so gar Grosses gethan zu haben, wenn man ein paartausend Pflastertretern, in der Hauptstadt jährlich eine Quecksilber-Kur erspart; indessen unsre un-

ge-

geheuren stehenden Armeen dieses Gift weit und breit über das ganze platte Land vertheilen. . . Laßt immerhin die Stuzer der Residenz ein bischen zuken und zappeln; aber für die ganze Nazional Masse, für das Landvolk sorget, um es gesund zu erhalten.

XCVII.

Chirurgische Akademie.

Der Kaiser Joseph, welcher so viele Stiftungen und Institute aufgehoben hat, errichtet dafür auch wieder einige ganz neue, deren Zwek unsern Zeiten mehr angemessen ist, als jener von manchen der älteren. Unter diese neuen in Wien errichteten Institute, gehört vorzüglich auch die Medizinisch = Chirurgische Militär-Akademie, von ihrem Stifter die Josefinische genannt.

Für

Für einen Staat, bei dem das Soldatensystem das herrschende ist; der übergrosse stehende Armeen hält, bleibt die Wundarzneikunde immer eine der Wissenschaften, welche die sorgfältigste Pflege erforderen. Die Uiberzeugung von diesem Satz scheint den Kaiser bewogen zu haben, diese Akademie anzulegen: wie er denn überhaupt diejenigen Wissenschaftszweige vorzüglich unterstüzt, die mit der Kriegskunst in einiger Verwandtschaft stehen.

Das prächtige Gebäude dieser Akademie liegt in der Wahringergasse. Die Akademie ist ein ganz für sich allein bestehendes Institut, das weder von der Universität, noch von der medizinischen Fakultät abhängt. Es hat seine eignen Professoren, seinen eignen botanischen Garten, seine eigne Bibliothek, seine Kabinette von Instrumenten, Präparaten aus Wachs, die theils in Florenz theils von Hr. Professor Hunczowsky verfertiget worden. Sie giebt

Preis-

Preisfragen auf, und krönt die beßten Beantwortungen derselben mit Denk-Münzen. Sie nimmt auswärtige Gelehrte als Ehrenmitglieder auf, und wird ehestens anfangen, ihre gelehrten Arbeiten herauszugeben. Ihr Zwek ist, die Armeen des Kaisers mit geschikten Wundärzten zu versehen.

Die Schüler dieser Akademie sind ungefähr 250; sie gehn alle in Uniform, hellblau mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, dazu rothe Westen, und Hosen, Stiefel, und den Militarhut. Zweihundert wohnen im Gebäude der Akademie, und speisen gemeinschaftlich an grossen Tischen, für 8 Kreuzer das Mittagmahl. Ihre Lebensart ist nach militarischer Subordinazion. Der Lehrkurs dauert 2 Jahre. Um sie sogleich praktisch zu üben, ist mit der Akademie das Militar-Spital verbunden. Dort besuchen sie die Kranken, machen Operazionen, verordnen, thun überhaupt unter der Aufsicht ihrer Lehrer alles, was

sie einst allein als Feldchirurgen thun werden.

Das Präsidium und die Direkzion über das Ganze führt Hr. Johann Alexander von Brambilla, der den Plan und die Statuten dieses Institutes entworfen hat.

XCVIII.

Die Nunziatur.

Auf dem Hof steht ein ansehnliches Gebäude, an dessen Fronte drei Wappenschilde hangen. Dieß ist der Pallast des päpstlichen Nunzius.

Die Bestimmung der päpstlichen Nunzien ist bekannt. Sie giengen in alle Lande, um den Römischen Primat und die Römische Allherrschaft aufrecht zu erhalten; sie vertraten die Person des Papstes, ertheilten Dispensazionen, Konfirmazionen ꝛc. und strichen die darauf gesezten Taxen ein: so viel öffentlich, und mit je-

der=

dermans Notiz. Unter der Hand theilten sie die nöthigen Instrukzionen und Befehle aus, an die tonsurirten und geschornen Leibeigenen der Kuria, wie groß und klein, wie Fürsten und Pöbel hübsch in der Blindheit, in der Anhänglichkeit an Rom, in Aberglauben und Andächtelei, in der Freigebigkeit gegen das Priesterthum zu erhalten sey. Sie halfen allenthalben eifrig zur Unterdrükung der Denk- und Preßfreiheit, und zur Verfolgung der aufgeklärten Schriftsteller. . . . Der berüchtigte Widerruf des guten Febronius würde ursprünglich vom hiesigen Nunzius bei der Anwesenheit des Kurfürsten von Trier eingefädelt, aufgesezt, nach Rom geschikt, und von dort dem Hr. Hontheim aufgedrungen.

Aehnliche Berufsgeschäfte treiben bekanntlich die Nunzien in Polen, Portugal, Spanien rc. noch heut zu Tage.

In dem widerspenstigen Deutschland, hat es seit kurzem wegen der Nunziaturen

lebhafte Händel gesezt, deren Ausgang noch bis jezt etwas zweifelhaft ist.

Der Kaiser hat den hiesigen Nunzius für einen simpeln politischen Bothschafter, gleich den Bothschaftern andrer Höfe, erklärt, der die weltlichen Geschäfte seines Souveräns besorgen, sich aber mit geistlichen Dingen nicht mehr befassen soll. Er nahm diese Erklärung an, aber — unbegreiflich! noch immer übt er öffentlich einen Aktus aus, wovon bei keinem Publizisten im Kapitel von den Gesandtschafts-Rechten ein Wörtchen steht. Der Herr Nunzius, theilt, so oft er im feyerlichen Aufzuge nach Hofe fährt, auf offner Strasse Benedikzion aus, wie ich sie denn selbst am letzten Neujahrstag mit devotester Herzenszerknirschung von ihm empfangen habe. . . . Dieß ist ungefähr das nemliche, als ob der Rußische oder Schwedische Abgesandte den Glaubensgenossen ihrer Religion eine öffentliche Strassen-

pre-

predigt hielten: wie gesagt, ein ganz neuer Zuwachs zum Gesandtschaftsrechte.

Die neuesten Auftritte, welche der Nunzius Pacca gegen den Kurfürsten von Köln gespielt hat, sind bekannt; und daß der Herr Nunzius Zondadari in Brüssel, eben kein sehr eifriger Bothe des Friedens und der evangelischen Demuth war, hat die Nothwendigkeit bewiesen, in die sich der Kaiser versezt sah, jenen Herrn vor den Augen der ganzen Welt in Zeit von drei Tagen aus den Niederlanden gehen zu heissen. — — —

Ob Deutschland die päpstlichen Nunziaturen ganz entbehren möge, wird vielleicht bald entschieden werden.

XCIX.

Schneider.

Kleider machen Leute: und Schneider machen Kleider; also folgt von selbst

daraus, daß die Herren von der Nadel Männer von der ersten Wichtigkeit im Staate seyn.

Zwar trete ich nicht eben mit jener tiefen Ehrfurcht und Hochachtung in meines Schneiders Werkstätte, wie weiland Freund Rabener, spaßhaften Andenkens, es von seiner Person versichert; indessen fühle ich, daß es nicht eitel Lustigmacherei sey, was er von der Wichtigkeit der Kleider sagt. Jederman, der sich eine Weile in der Welt herumgetrieben hat, wird mir beistimmen: wird erfahren haben, wie oft das Kleid zum Maßstabe des Verdienstes genommen wird; wie oft ein schimmernder Anzug einen leeren Kopf hob; wie oft ein faserichter Rok die Brauchbarkeit seines Mannes verdunkelte.... In den Hauptstädten, wo Luxus und Kleiderpracht so allgemein ausgebreitet sind, wo sie einen so wesentlichen Theil der guten Lebensart ausmachen,

kann

kann man wenigstens mit halbem Ernste sagen, daß Kleider Leute machen.

Herr de Luca behauptet, in Wien seyen über dreitausend Meister Schneider. Ich glaube, Hr. de Luca habe sich etwas überzählt; denn da Wien samt seinen Vorstädten etwas über sechstausend Häuzer hat, so müßte nach seiner Liste in jedem zweiten Hause Ein und ein Zwölftheil Schneidermeister wohnen; daß dieses aber nicht so sey, sieht jederman auf den ersten Anblik. — Meister, Gesellen, und Lehrpursche zusammen genommen, mögen einen Haufen von 3000 Schneiderköpfen ausmachen.

Einige dieser Nadelherren verfertigen bloß Mannskleider, andere bloß Weibskleider, noch andere den Hungarischen Anzug.

Einige Schneider in Wien haben eine sonderbare Sitte eingeführt, von der mir nicht bekannt ist, daß sie in irgend einer andern Stadt gänge sey. Sie lassen

ordentliche Tariff von allen Gattungen der Kleider druken, die sie um einen so gesezten Preis liefern, wie an andern Orten der Schlächter das Fleisch, oder der Wirth den Wein verkauft. Solche Tariff-Schneider sind **Otto**, **Karl**, **Krallischek** etc.

Der Seltenheit der Sache wegen gebe ich einen kleinen Auszug aus einem solchen Tariff. Wenn er schon gegenwärtig den Wienern gleichgültig ist, so ist er doch dem Auslande etwas Neues; und vielleicht ist er nach fünfzig Jahren auch für die Wiener ein Stük, das zu einem interessanten Vergleich über den Werth der Dinge in verschiednen Zeitpunkten dienen kann.

	Fl.
Ein ganzes tüchernes Mannskleid von 8 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert, und mit gleich überzogenen Knöpfen	42

Von

	Fl.
Von 6 Fl. Tuch oder $\frac{7}{8}$ breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch	35
Von $\frac{7}{4}$ breiten 4 Fl. Tuch . . .	28
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch	23
Rok und Beinkleider, oder Rok und Veste.	
Von 8 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert	32
Von 6 Fl. Tuch oder $\frac{7}{8}$ breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch . . . ,	26
Von $\frac{7}{4}$ breiten 4 Fl. Tuch . . .	23
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch	17
Rapotröke.	
Von 6 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert	28
Von 8 Fl. Tuch Wollblau . . .	36
Von 4 Fl. Tuch	24
Veste und Beinkleider.	
Von schweren Seidenzeugen zu 3 Fl. 30 Kr. die Ellen	18
Von mittelschweren . . . . , .	13
Von gewirkten dreifädigen Säken .	8
Von Sommermanchester	15
Von mittelschweren . . .	10

	Fl.
Sommerkleider.	
Glattes Mannskleid von feinen Kamelot mit Taffet gefüttert . .	38
Von feinen Harawin zu 2 Fl. . .	28
Von Dreydrath zu 28 Groschen .	26
Von halbseidnem Kamelot . . .	25
Von glattem Berkan, mit Kannevasfutter	13
Livreien.	
Eine ganze Livrei von 2 Fl. 30 Kr. Tuch	20
Von 1 Fl. 30 Kr. Tuch	15

Wer selbst Tuch und Futter liefert, der bezahlt für das übrige 6 Fl. Sehr grosse und dike Personen bezahlen etwas mehr. . So liefert Hr. Adam Carl auf dem Haarmarkt seine Schneider-Arbeiten.

C.

Kaffeehäuser.

Der Polak Koltschitzky, welcher als Dollmetscher der Oestreichisch-Orientalischen Handelskompagnie in der Türkei gedient, und die Türkische Sprache und den Kaffee gleich gut hatte kennen gelernt, diente den bedrängten Wienern, während der Belagerung 1683, mit sehr gutem Erfolg als Spion und Briefträger. Nachdem die Türken verjagt waren, trug ihm der Kaiser für seine Treue, nach damaliger Gewohnheit, die Freiheit an, sich eine Gnade auszubitten. Koltschitzky bath sich zur Gnade die Erlaubniß aus, ein öffentliches Kaffeehaus errrichten zu dürfen. So entstand das erste öffentliche Kaffeehaus von ganz Europa in Wien, im J. 1683, obschon der erste Kaffee im J. 1644 aus der Levante nach Marseille ge-

gekommen war, und in Privathäusern getrunken wurde.

Die Nachfolger in diesem Koltschitzkyschen Gewerbe haben sich gegenwärtig in Wien und dessen Vorstädten ungefähr bis auf siebenzig vermehrt, und scheinen sich noch nicht auf diese Zahl beschränken zu wollen.

Die Kaffeehäuser sind, wie man weiß, gegenwärtig eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder grossen Stadt. Wie würden so manche Müssiggänger ihre Stunden alle aufreiben; wie würde sich mancher kleinbemittelter unverheiratheter Mensch in der Eile sein Frühstük verschaffen; wie würde mancher Abentheurer sein Kostgeld erwerben; wie würde mancher arme Schluker im Winter umsonst sich wärmen können, wenn es keine Kaffeehäuser gäbe?

Die Bestimmung dieser Häuser hat sich seit ihrer ersten Entstehung, unendlich weiter ausgedehnt. Man trinkt nicht bloß Kaffee darin; man nimmt Thee,

Schokolade, Punsch, Limonade, Manndelmilch, Brautsuppe *), Rosoglio, Gefrornes ꝛc. — lauter Dinge, die man vor ein paar Jahrhunderten in Deutschland noch nicht dem Namen nach kannte, — Man studiert, man spielt, man plaudert, schläft, negozirt, kannegießert, schachert, wirbt, entwirft Intrigen, Komplotte, Lustpartien; liest Zeitungen und Journale ꝛc. ꝛc. ꝛc. in den heutigen Kaffeehäusern; in einigen fängt man auch an Tobak zu rauchen.

In Wien sind die bekanntesten das Kaffeehaus des Milano, des Taroni, Kramer, Dukati, das auf dem Neuen Markt, jenes neben der Hauptmaut, und Hugelmanns seines an der Leopldstädter Brüke. Sie sind schön eingerichtet, halten gute Bedienung, und werden zahlreich besucht. Das gewöhnlichste Spiel in diesen Häu-

 sern

*) Chaudeau.

sern ist das Billard, deren immer zwei bis drei vorhanden sind, und wovon jedes, wenn es fleißig benuzt wird, des Tags zwölf Gulden einbringen kann.

Das Kaffeetrinken, welches sich seit Bekanntwerdung dieser Bohne in Europa über alle Stände verbreitet hat, wurde vor kurzem in verschiedenen Gegenden von Deutschland zu einer Art von politischen Gravamen gemacht. Ein paar Fürsten versuchten es, den Kaffee zu verbannen; man hört aber nicht, daß es damit recht Ernst werden wolle. Selbst dem vorigen König von Preussen, dem die Erinnerung an sein jugendliches Biersuppen-Frühstük wenigstens sehr spät kam, war, wie es scheint, mehr um das Monopol als um die Vertilgung der verschrieenen Bohne zu thun, und sein weiser Neffe hob diesen zweideutigen Zwang wohlberathen gänzlich wieder auf.

Auch in Wien ist der Durst nach Kaffee bis unter die Taglöhner und Markt-

weiber gekommen. Darum stehn in allen Vorstädten bis gegen Mittag hölzerne Ständchen, wo man für die Liebhaber aus dem Pöbel die Schale samt einem Kipfel für 1 Kreuzer ausschenkt. Allein dieß ist nicht wahrer Kaffee, sondern geröstete Gerste, mit etwas Syrup versüßt; und jenes geringe Volk trinkt dieses Dekokt, weil es sich für 1 Kreuzer kein anderes so wohlschmekendes und Magen-erwärmendes Frühstük verschaffen kann. Eine solche Kaffeehütte bringt, wenn sie gut besucht wird, des Tags 33 Kreuzer reinen Gewinnst ein.

CI.

Zeitungen.

Man streitet sich noch über den ersten Erfinder der Zeitungen. Wer er auch seyn mag, ich schäze ihn so sehr als den Erfinder irgend eines Dinges auf

der

der Welt . . . . Welche Leere, welche langweilige Stokung würde in unsrer Gesellschaft herrschen, wenn die Zeitungen unsre Neugierde, unsre Plaudersucht nicht täglich mit neuem Stof versähen!

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß die Zeitungen vieles zur Verfeinerung, zur Bildung eines Volks beitragen. Ein Mensch, der sich bloß auf sich selbst, oder höchstens auf einen kleinen Zirkel ihn umgebender Geschöpfe einschränkt, und sich nichts um die ganze übrige Welt bekümmert, wird immer ein mürrischer, stumpfer unbehilflicher, kurzsichtiger Bürger bleiben. Da hingegen der andere, welcher an dem Thun und Treiben, an dem Wohl und Wehe, an den Narrenstreichen und Edelthaten aller seiner Mitmenschen Theil nimmt, seinen Verstand übt, seine Klugheit schärft, sein Herz fühlbar, und seinen Umgang geselliger macht. Durch die Zeitungen wird jeder wichtiger Zufall, jeder grosse Unglüksstreich, jede neue Er-

fin-

findung, jeder gute oder bedenkliche Auftritt mit einer Schnelligkeit über alle Nazionen verbreitet, von der die alte Welt keinen Begriff hatte. Diese Flugblättchen sind ein gleich grosses Bedürfniß und Vorzug unsrer Zeiten: sie herrschen in den Palästen und Buden, in den öffentlichen und privat Häusern.

Kein Land von Europa hat wohl so viele und vielerlei Zeitungen, wie unser zerstüktes Deutschland. Es ist für alle Gattungen von Lesern gesorgt. Politische, litterarische, militarische, ökonomische, theatralische, merkantilische, geistliche ꝛc. ꝛc. Zeitungen füllen täglich von allen Orten und Eken her die Felleisen der Postillons. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich sechszig in Deutschland erscheinende Zeitungen annehme.

Wien hat seine politische Zeitung, mit der eine Art von Intelligenzblatt verbunden ist, die alle Wochen zweimal erscheint, und 12 Fl. kostet. Sie ist zwar keine

Hof-

Hofzeitung, unterliegt aber doch einer strengen Zensur. Der Inhaber bezahlt für das Privilegium derselben jährlich gegen 9000 Fl.

Neben dieser erscheinen noch ein paar Zeitungsähnliche politische Blättchen, eine ökonomische Zeitung, eine Kirchenzeitung, eine Gazette de Vienne, eine Gazetta di Vienna, Ephemerides Vindobonenses (eine lateinische Zeitung), eine ungarische Zeitung, eine Compilation complette.... Ein litterarisches, periodisches Blatt hat Wien nicht.

Von andern Zeitungen werden am meisten gelesen die Brünner, Erlanger, Hamburger, Frankfurter, Augsburger, Regensburger, die französische von Köln, Leiden, Courrier du Bas Rhin; die wälsche von Florenz, das London Chronicle, das politische Journal.... die allgemeine Litteraturzeitung.

Seit zwei Jahren drukt man hier auswärtige Zeitungen nach. Ein gewisser

Fran=

Franzos kam zuerst auf diesen ehrsamen Einfall, errang sich ein Privilegium auf den Nachdruk der damals eben sehr unbescheidenen Leidner Zeitung, und lebt seitdem regelmäßig auf Kosten des H. Stefan Luzac. — Da es ohne Zweifel sehr bequem ist, und weiter nichts als ein bischen harte Haut fodert, um auf Kosten eines fremden Zeitungsschreibers zu leben: so fand der industriöse Franzmann straks Nachahmer. Man fiel über verschiedne Zeitungen her; aber das Publikum griff nicht so gierig zu, als jene bequemen Herren es wünschten; und ausser der Leidner, wovon das Original strenge verbothen, und dem Erlanger, wird jezt keine weiter nachgedrukt.

Besser und verzeihlicher ist der Einfall, aus den beliebtesten Zeitungen verschiedner Sprachen, deutsche Auszüge zu machen. Solcher Auszüge werden gegenwärtig dreierlei gedrukt.

Vor einigen Monaten fiengen einige zweideutige Köpfe an, eine Schwarze Zeitung druken zu lassen. Sie erscheint wöchentlich zweimal. An der Fronte steht der Tod, sie enthält Unglüksfälle, und Biographien von lauter Selbstmördern. Ihre Absicht kann nicht gut seyn. Biographien von Selbstmördern sind allenfalls für den Psychologen und philosophischen Menschenforscher; aber sie in einem regelmäßig erscheinenden wohlfeilen Wochenblatt dem Volk unaufhörlich vorerzählen, dieß heißt, dasselbe mit der Idee des Selbstmordes vertraut machen; es endlich daran gewöhnen, daß es wohl gar Gefallen und Ruhm darin suche. Denn diese Mordgeschichten sind in der Volkssprache vorgetragen, und die Selbstmörder heissen alle berühmte Leute. Auch ist das Ding so eingerichtet, daß man die Mordgeschichten nicht als eine veraltete Zeitung wegwerfe, sondern daß man sie besonders

kann

kann zusammen binden lassen, und ein ordentliches Hauslesebuch daraus machen.

Und diese nichtswürdige Zeitung wird vom gemeinen Volk stark gelesen. — Wäre ihre Schuld auch nur diese, daß sie das geringe Publikum wieder an den abscheulichen Geschmak für Mordgeschichten gewöhnt, so verdiente sie schon verdammt zu werden.

CII.

Geschriebene Zeitungen.

Die Neugierde und Lästersucht, welche nicht mit Neuigkeiten zufrieden sind, die man, ohne den Wohlstand zu verlezen, durch den Druk bekannt machen kann, haben die geschriebenen Zeitungen erfunden, welche heut zu Tage in jeder Hauptstadt, ja sogar schon in mittelmässigen Provinzstädten im Umlaufe sind.

Wien hat zwei geschriebene Zeitungen, eine Deutsche und eine Französische. Die Deutsche ist troken, ohne Styl, sogar ohne Orthographie geschrieben. Die Französische ist etwas erträglicher: ihr Verfasser der Exjesuit F. affektirt sogar ein wiziger Kopf zu seyn; er erzählt nicht so plump und erbärmlich wie der Deutsche: nein, er spricht für die grosse Welt, räsonirt wohl gar manchmal seinen eignen Senf dazu. So lange er den politischen Kannegiesser macht, ist die Sache lustig. Aber er macht auch den jesuitischen Beichtvater: schimpft auf neue Bücher, sucht den Verfassern derselben Gehässigkeiten anzuhängen; schreit gegen Freiheit zu denken und einreissenden Deismus; legt die Verbrechen einzelner Menschen der Schriftstellerei und der Lektüre zur Last 2c. und die andächtigen Weiber hohen Ranges lernen diese Predigten auswendig, kramen sie bei jeder Gelegenheit aus, und geben auf diese Art unwissend die Apostel des

Mei-

Meister F. und der Stupidität ab. Diese Zeitungen gehen von Hand in Hand, zirkuliren wöchentlich zweimal, und jede derselben kostet jährlich 6 Dukaten. Die wenigsten Leute wissen ihre Verfasser.

Der Inhalt dieser Blätter ist die Geschichte des Tages und die Aergerkronik der Stadt. Sie enthalten die wichtigsten Dinge dicht neben den unbedeutendsten: die Verordnungen des Monarchen und der Modegöttin; die Beschäftigungen der Minister, und der Stuzer; die Urtheile der Justiz, und des Puztisches. Kurz, alle Vorfälle am Hofe, in der Stadt, bei der Arme; Sterbfälle, Heirathen, Liebschaften von bekannten Personen, und was man je für einen Lekerbissen der Neugierde und Lästersucht hält.

Im ganzen genommen, enthalten diese Zeitungen ein Drittheil Wahrheit, und zwei Drittheile Unsinn und Lügen; denn ihre Quellen sind über die meisten Sachen bloß Stadtgerichte, Hörensagen rc. und

dann manchmal ein wahrer Artikel, den sie von einer Kanzlei erhaschen.

Indessen werden sie von bestellten Leuten in alle östreichische Provinzen, und von den Residenten, Agenten ꝛc. an die auswärtigen Höfe verschikt; und die Zeitungsschreiber in Hamburg, Frankfurt, Köln, Erlangen, Bayreuth, Augsburg ꝛc. schreiben sie mit Lust und Freude ab. Daher kommt so viel unsinniges, abgeschmaktes, lächerliches Zeug, das man allenthalben von und über Wien liest. Wir lachen hier oft ins Fäustchen, wenn ein Spaßvogel einen recht affentheuerlichen Schnak erdichtet, ihn auf die Kaffeehäuser trägt, und durch seine Gehilfen zum Stadtgespräch machen läßt. Wir prophezeihens einander, daß er troz des darin liegenden Unsinnes doch in acht Tagen durch ganz Deutschland erzählt wird: und so ists. Erst nimmt ihn die geschriebne Zeitung auf, und am zweiten Posttag macht er schon gedrukt den Weg

wieder von aussen herein, den er sechs Tage zuvor geschriebner hinaus machte.

Man könnte in Wien eine eigne Zeitung anlegen, um nur die Lügen aller auswärtigen über diesen Plaz zu berichtigen. Es würde ihr nie an Stof fehlen.

CIII.

Mädchen=Pensionat.

Die Barbarei der vorigen Jahrhunderte, wo man ein Stük schlechtes Latein, und Theologie für den Gipfel alles menschlichen Wissens hielt; wo die öffentlichen Schulen blos in der Absicht da zu seyn schienen, um Pfaffen zu bilden: diese Barbarei hatte unter ihren übrigen schlimmen Wirkungen auch die unselige Folge, daß man die Erziehung der schönen Hälfte des Menschengeschlechts beinahe ganz und gar vernachläßigte. Mädchen konnten ja keine Geistliche werden, wozu sollte man

ihnen also einigen Unterricht geben, da selbst die Erziehung der Knaben lediglich darauf angelegt war, das Heer der Altardiener stets mit hinlänglichen Rekruten zu versehen..... Daß einer polizirten Nazion daran gelegen seyn müsse, aus den aufkeimenden Mädchen vernünftige Gesellschafterinnen, gute Hauswirthinen, unterrichtete Mütter, nüzliche Gattinen herzustellen, daran dachte Niemand.

Selbst nachdem die öffentliche Erziehung der Knaben schon auf einen bessern Fuß gesezt war, vergaß man noch immer der Mädchen. Es schien, als ob man mit jenen Kirchenlichtern einstimmig dächte, die auf einem Konzilium die erbauliche Frage aufwarfen: Ob die Weiber auch Seelen haben, und wahre Menschen seyn!

Erst in den neuesten Zeiten wurde die Wichtigkeit der weiblichen Erziehung hie und da einem Mann von Ansehen einleuchtend; und dadurch entstanden an einigen zerstreuten Plätzen Deutschlands

Mäd-

Mädchenschulen. In Oestreich sieht man gegenwärtig Mädchenschulen als ein wahres Staatsbedürfniß ein, das der Nazion wesentliche Vortheile bringen wird.

Um also seine Länder mit hinlänglichen Mädchenschulen zu versehen, und dieselben mit tauglichen Lehrerinen zu besezen, legte der Kaiser in diesem Jahre ein **Mädchenpensionat** an, welches für die weibliche Welt das nämliche ist, was ein Schulmeister-Seminarium für die mänliche: eine öffentliche Staats-Anstalt, Lehrerinen zu bilden.

Dieses Institut besteht gegenwärtig aus 24 Mädchen, von 7 bis 14 Jahren. Es ist ganz ein Schöpfungswerk des Kaisers. Sie bleiben acht Jahre im Pensionat, und sind dann bestimmt als Lehrerinen in öffentliche Mädchen-Schulen einzutreten. Während ihres Lehrkurses erhalten sie Unterricht in der Religion, im Schön- und Rechtschreiben, im Rechnen, Zeichnen,

in der Naturlehre, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Geschichte, im schriftlichen Aufsaz, in deutscher und französischer Sprache, und in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten.

Für die Religion ist ein Geistlicher, für die übrigen Gegenstände sind weltliche Lehrer, für die französische Sprache und weiblichen Arbeiten Madame Lüzac und ihre Gehülfin Madame Linde.

Nach einiger Zeit werden allemal neue Zöglinge angenommen, welche von den ältern, die den Lehrkurs schon vollendet haben, unter der Leitung der Lehrer unterrichtet werden. So haben diese Gelegenheit, sich schon im Institute selbst in ihrem Berufe praktisch vorzuüben.

Das Institut ist in einem Flügel des Ursuliner Klosters angelegt, hat aber mit dem Kloster nicht den mindesten Zusammenhang. Die Mädchen sind niedlich, aber ganz einfach gekleidet. Der Monarch hat ihnen zur Erhohlung einen

Gar=

Garten in der Vorstadt gegeben und dort Spiele zu nüzlicher Leibesbewegung anlegen lassen.... Die Aufsicht im Hause besorgt Madam Lüzac.

Die Aufnahme in das Pensionat hängt von der Wahl Sr. Majestät ab, Höchstwelche das Institut mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit unterhält. Es ist alles darin mit Reinlichkeit und Bequemlichkeit eingerichtet. Am ersten Sonntage jedes Monats steht der Eintritt dazu jederman offen, der sich mit der Einrichtung davon bekannt machen will.

CIV.

Der Prater.

Der Name dieses Lustwaldes kommt vermuthlich von dem spanischen *Prado*, aus dem der Wienerische Pöbel seinen Prater machte, und durch seine Stimmen-Mehrheit bewirkte, daß ihm auch die

grosse und die gelehrte Welt in dieser Benennung folgt.

Dieser Lustwald, der von Hirschen, Fasanen und Wildschweinen bewohnt ist, dient bekanntlich den Wienern zu ihrem allbeliebten Belustigungsplaz. Man kömmt durch die mit einer Kastanienallee besezte Vorstadt Jägerzeil auf einen grossen, freien Halbzirkel: von diesem führen fünf Alleen in den Freudenhain. In dem mittlern Raum finden sich eine Menge Wirthshäuser, Sommerhäuser, Tische, Kegelbahnen, Karussel, und andere zur Leibesbewegung dienende Spiele.

„Was ist heute Nachmittag zu machen?" fragt der Handwerksmann Sonntags nach der Kirche seine Hälfte: Wir gehn halt in den Prater, versezt diese, und der ganze Haufe seiner Kinder stimmt aus vollem Halse mit ein. — Diese bei der ganzen bürgerlichen Klasse gleichgestimmte Neigung für den Prater, füllt ihn an Feiertagen mit einer unge-

geheuren Menge Menschen, und stellt von allen Seiten einen auffallend malerischen Anblik dar. ... In den Hauptalleen das Rollen einiger hundert ab- und zufahrender Kutschen; unter den Bäumen Tische, mit Geflügel und Weinflaschen bedekt, dazwischen Spiele, Musiken, das Jubeln der Kinder, das Gesause von Scherz und Lachen der Volksmenge; allenthalben buntes Gewühl einiger tausend Menschen, die theils im Schatten herumwandeln, theils am Zechtisch schmausen, theils sich ins Grüne gelagert haben, theils in grössern Entfernungen, Arm in Arm geschlungen, durch die Gebüsche schweben, und der Freundschaft oder Liebe opfern.. Dieß ist das Bild des Praters an festlichen Tagen. An gewöhnlichen Wochentagen ist er natürlicher Weise weniger bevölkert, aber man trift doch immer, früh und spät einige Gesellschaft an.

Es ist ein Irrthum, wenn Hr. Reichard in seinem Reisebuch *) sagt, der Prater und Augarten seyn an Sonn- und Feiertagen Morgens gesperrt. Der Eingang dazu steht immer offen.

Neben der Mittelallee links ist der Feuerwerksplaz. Das grosse Gerüste zu diesem Schauspiel bleibt das ganze Jahr stehn. Herr Stuwer, aus Ingolstadt in Baiern, ward nach verschiedenen Schiksalen zum Feuerwerker. Man muß gestehn, daß er seiner Kunst Ehre macht. Die Feuerwerkstage sind die schönsten Tage des Praters. Der Eintritt kostet 20 Kreuzer; dieß macht, daß bei diesem Schauspiel der geringe Pöbel wegbleibt, und dann nur das bessere Publikum erscheint..... Gegen fünf Uhr Abends fängt der Zug dahin an. Alle Eingänge sind mit Kuirassiers besezt, die mit blan-

kem

*) Reisebuch von Reichard.

kem Säbel Ordnung halten. Man macht erst eine kleine Spazierfahrt im Walde, oder bestellt sich nach Wienersitte eine Jausen unter den Bäumen. — Die Dämmerung beginnt; eine Kanone kracht! dieß ist das erste Signal. Die Entferntern Spaziergänger nähern sich; wer bei Tische sizt, frägt um seine Zeche, und bereitet sich, dem Schauplaz nahe zu kommen. Eine halbe Stunde verfliegt: ein neuer Kanonenknall, und eine himmelansteigende Rakete rufen die Zerstreuten zum Mittelpunkt. Nun strömmt alles herzu. Die Damen besteigen das dem Gerüste gegenüber stehende Amphitheater; die Kavaliers stehen ihnen zur Seite. Der größte Haufe von Zusehern stellt sich auf den ebenen Rasen zwischen beiden Gerüsten. Indessen ist es Nacht geworden. Noch ein dritter Donnerschlag, und nun fährt eine Raketenreihe pfeifend in die Luft, und macht dem Schauspiel den Anfang. Es dauert gewöhnlich drei Viertel Stunden:

die Erde zittert, der Wald widerhallt vom betäubenden Donnergeknalle; es erscheinen Städte, Paläste, Festungen, Gärten, Tempel, Brunnen rc. alles im abwechselnden vielfärbigen Feuer, welches die ganze Gegend herum erleuchtet, daß man dabei lesen könnte. Den Schluß macht allemal eine schrekliche Kanonade, wie sie einst von Kollins Höhen herunter gedonnert haben mag. Wenn die Witterung gut ist, nimmt Hr. Stuwer gewöhnlich 5 bis 6000 Gulden ein.

Am südöstlichen Ende des Praters, dicht an einem Arm der Donau, liegt das Lusthaus, ein runder, ganz frei stehender Pavillon, mit drei von aussen rings herum laufenden Gallerien, von denen man eine artige Aussicht genießt. Dieses Lusthaus ist das ganze Jahr zum Vergnügen des Publikums offen. Man wird mit Erfrischungen bedient, und hat von allen Seiten angenehme Spaziergänge herum. Die vom Anfange des Praters bis dahin nach der

Schnur

Schnur angelegte Allee ist genau dritthalb=tausend Klafter lang. In den schönen Sommertagen, vorzüglich aber im Frühling, ehe der Adel Wiens noch auf seine Landgüter gewandert ist, wird dieses Lusthaus sehr häufig besucht: der ganze Weg dahin ist mit Menschen, Pferden und Kutschen bedekt. Um den leidigen Staub zu dämpfen, der sich zu Wien in alles mengt, hat man im vorigen Jahre an dieser langen Allee Brunnen angelegt, aus welchen die zum Gassenkehren verurtheilten Arrestanten Wasser schöpfen, und damit den Weg begiessen.

Es ist ein Schauspiel von besonderer Art, wenn man sich an einem schönen Sonntag in ein Kaffeehaus an der Leopoldsbrüke sezt, und von dort aus der Menschenkinder treiben, jagen und rennen nach Vergnügen beobachtet. Wenn es Abend wird, so rükt aus dem Prater gewöhnlich ein Zug von Kutschen an, dergleichen man wohl an wenig Orten

se-

sehen wird. Dritthalb Stunden lang fahren oft über zwölfhundert Wägen einer dicht hinter dem andern im sachten Schritt über die Brüke herein.

Die Schlauköpfe die Jesuiten, welche sich allenthalben so angenehm und gut zu nisten wußten, schwazten einem jener bekannten frommen Kaiser auch den Prater ab. Man nahm ihnen aber den Hain in der Folge wieder, der unter Karl dem VI. und Franz bloß dem Hof und dem Adel zur Spazierfahrt diente, von dem jezigen Kaiser aber allem Volke offen gegeben wird.

CV.

Egoismus.

Es ist eine allgemeine Klage der heutigen Sittenrichter, daß der Egoismus sein Reich allenthalben und allmächtig ausbreite.

Der

Der Egoist, oder der Selbstler, wie ich ihn auf Deutsch nennen möchte, ist allerdings ein gehäßiges Geschöpf. Er betrachtet sich allein als den Mittelpunkt aller Dinge. Er will die Vortheile der gesitteten Menschengesellschaft geniessen, ohne an den Lasten derselben Antheil zu nehmen. Das Leiden seiner Mitgeschöpfe rührt ihn nicht im geringsten, wenn er nicht selbst darein verflochten wird; und die Freuden theilt er nur aus Nothwendigkeit mit denselben, weil es nicht möglich ist, allein gewisse Vergnügungen zu geniessen. Stünde es in seiner Macht, er würde alle Annehmlichkeiten auf seinen Wohnplaz, und auf seine Lebensdauer zusammendrängen; denn „wenn ich nicht „mehr bin, so mag die Sündfluth wie„der einbrechen, und die Welt zu Grun„de gehn“ sagt er ganz gleichgültig. Um seinem werthen Ich die mindeste Unbequemlichkeit zu ersparen, würde er der ganzen Welt Leides thun, und wenn er

das mindeste Gute wirkt, so geschieht es nur, um zehnfache Zinsen davon zu ärnden..... Großmuth, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Freigebigkeit, Vergeltung ꝛc. sind ihm unbekannte Begriffe.

Die Entstehung und Verbreitung dieser Selbstsucht schreibt man gemeiniglich unsrer Verzärtelung, dem steigenden Luxus, der Vermehrung unsrer eingebildeten Bedürfnisse zu. Ohne Zweifel tragen diese Dinge viel dazu bei. Aber, laßt uns aufrichtig seyn; die Denk- und Handlungsart der heutigen Könige mag wohl auch das ihrige thun, den Egoismus der Privatleute zu verstärken. Wo hört man denn zu unsern Zeiten noch viel von Großmuth, Belohnung, Freigebigkeit der Souveraine?— Oekonomie, Einschränkung, Reduzirung, Abschaffen, Ersparniß ꝛc. dieß sind gegenwärtig die allbeliebten Tugenden der Höfe, und das blödköpfige oder bestochene Volk der Zeitungsschreiber und Journalisten schreit jede kleinliche Knauserei

ſerei der Erdegöter als Meiſterſtük hoher Weisheit und Finanzkunſt aus. Ein Teil des Publikums ſieht aber ſolche Dinge aus anderm Geſichtspunkte, und wird, nach hohem Beiſpiel ſich modelnd, zum Egoiſten.

CVI.

Brittenſucht.

So überſeze ich das Wort Anglomanie. Dieſe Sucht iſt gegenwärtig bei der feinen Welt in Wien ſehr allherrſchend. Während des Amerikaniſchen Krieges faßte ſie die erſten Wurzeln. Man fieng damals ſehr allgemein an, Engliſch zu lernen, um die Zeitungen zu leſen: dabei machte man ſich mehr mit den Engländern und ihren Sitten bekannt. Es waren von jeher immer junge reiſende Britten hier geweſen; unter der jezigen Regierung vermehrte ſich ihre Zahl, mit dieſer auch ihre Kleider-

tracht, ihre Thorheiten und ihre Vergnügungen. Die Sucht, sie nachzuahmen wuchs und verbreitete sich immer mehr.

Die Wirkungen dieser Brittensucht sind Englische Sprache und Lektüre, runde Hüte, grosse grobe Uiberröke, dikbauschige Halsbinden, dunkle Fraks mit hochstehenden Halskragen, Stiefel und Sporn zu allen Zeiten, ein nachläßiger schwerfälliger Gang, dike ästige Bengel statt der Spazierstöke, eine Art von Rustizität in Stellung und Manieren, Kadogans, Punsch, Jokeis, Wiski, Wettrennen ꝛc.

Bei den Weibern ist es die Lust zu reiten, Thee, Hüte, Anglaisen, Sprache und Lektüre, und ein allgemeines Vorurtheil für jeden jungen oder alten, hübschen oder häßlichen Knaben, der zwischen der Insel Wight und den Orkaden zu Hause ist.

Was an diesen Dingen Gutes und Schlimmes, Anständiges und Lächerliches sey, sieht jeder von sebst.

Daß

Daß wir die Engländer in der bequemen Tracht, in den Verbesserungen unsers Geräthes nachahmen, ist allerdings vernünftig; aber wenn sich ein Wienerscher Gauch, der nie über Gumpoltskirchen hinaus gekommen ist, mit dem Punschglas in einer und dem ästigen Bengel in der andern Hand, einbildet, ein Engländer zu seyn, er, den der nächste Polizeisoldat bei der Rokkalte ins Gefängiß schleppt, oder der Korporal mitten in der Nacht aus dem Bette fort nach der Kaserne treibt — dann muß man ihn bemitleiden.... Und jene närrischen Weiber, die weiß nicht welchen Schwung und welche Lust darin finden, mit jedem durchziehenden Brittischen Brausekopf eine Liebschaft auf vier Wochen anzufangen; was sollen wir dazu sagen? — Nichts.

Ehedem war der Name Engländer in den meisten grossen Städten von Europa beliebt und geehrt. Eine gewisse Grosmuth, Freigebigkeit, und gesezter

Karakter zeichnete die Reisenden dieser Nazion aus. Seitdem aber so viele jungthuende Sauseköpfe, Söhne von Stahlschmieden, Wollekrämern, Schinkenhändlern, Bierbräuern, Malzkochern rc. aus Woodstok, Leicester, Tetbury, Alfreton, Blandford rc. in der Welt herum schwärmen, sich für Lordssöhne ausgeben, betrunken zu den vornehmen Tafeln kommen, an den Handwerksburschen und Fiakerknechten ihre Box-Kunst ausüben wollen; seitdem hat sich die ehemalige Achtung wenigstens hier in Wien gewaltig vermindert. Das bessere Publikum untersucht jezt erst, ob der Engländer auch ein vernüftiger gesitteter Mensch sey, ehe es seinen Umgang duldet; es überläßt die Tollheit, alles was aus England kommt, ohne Wahl und Prüfung mit offnen Armen aufzufangen, den deutschen Coxcombs beiderlei Geschlechts.

CVII.

Prediger-Kritik.

Noch vor zehn Jahren wär es ein beinahe sakrilegischer Angriff gewesen, die Prediger unter die Geisel der Kritik zu nehmen, denn „der Prediger auf der Kanzel trägt Gottes Wort vor" war die allgemeine Ausflucht: man dachte gutmüthig genug, um nicht bemerken zu wollen, daß neun Zehntheile der gewöhnlichen Prediger Gottes Wort höchst unanständig, oder statt Gottes Wort wohl gar nur unsinniges Mönchenwort vortrugen.

Aber, wie die heutige Welt nun schon einmal vom Grübelgeist befallen ist, und nichts mehr unangetastet läßt: so traf denn die Reihe auch das Wort Gottes, oder eigentlich nur den Vortrag desselben. Die Predigerkritik entstand. Es war die Sturmgloke für alle schafköpfigen

Seelenhirten, die bisher auf heiliger Stätte in ihrer hochwürdigen Bequemlichkeit ohne weiters geschnattert hatten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Der Anfang ward mit einer allgemeinen Verdammung gemacht: man polterte auf allen Kanzeln gegen sie; man nannte sie Volksverführer, naseweise Bursche, Umstürzer der Religion und Andacht. Die Regierung unterstüzte aber das heilsame Werk; selbst die Bürgerklasse fieng an, das Blatt zu lesen, die darinn vorgetragenen Wahrheiten zu fühle n, die schlechten Prediger zu verachten und ihre Kirchen leer zu lassen. Da die Herren Prediger endlich sahen, daß sie durch Toben, Schimpfen, Klagen und Vorstellungen, weder die Regierung noch das Volk weiter auf ihre Seite zu ziehn vermochten, so ergriffen sie den klügsten Ausweg: einige traten ganz ab, die übrigen besserten sich, soviel Sie konnten. So hat

diese anfangs verhaßte Kritik der hochwürdigen Geistlichkeit einen wesentlichen Vortheil verschafft: sie hat in Wien gute oder doch erträgliche Prediger gebildet; und wer dadurch gewonnen hat, ist augenscheinlich der Klerus selbst. . . . Auch sind seitdem die meisten Geistlichen hier mit der Kritik gegenwärtig ganz ausgesöhnt, und danken ihrs in geheim, daß sie den Predigtstuhl ehrwürdiger gemacht hat.

Herr Hofmann war der Stifter dieses Blattes; jezt ist der Herausgeber desselben H. Tschink. Es dauert, unter etwas veränderten Titeln schon in das sechste Jahr; das einzige Beispiel einer periodischen Schrift, die in Wien ihre Lebensdauer so hoch brachte.

Anfangs schränkte sich diese Kritik bloß auf Wien ein. Nun beurtheilt sie aber Predigten und Kirchensachen aller östreichischen Provinzen: sie wandert von

Freiburg in Breisgau bis Semlin an der türkischen Gränze. Weder die polnischen Prediger hinter den Karpathen, noch die Popen in Kroazien sind vor ihrer Geisel sicher. Man muß zu ihrem Ruhm gestehn, daß sie durch eine freie Rüge die Regierung schon auf manche Mißbräuche aufmerksam gemacht hat, welche ohne sie noch lange unbemerkt und unangezeigt der wahren Religion zur Schande in einem entlegenen Winkel würden herrschend geblieben seyn.

CVIII.

Moden.

„Wien richtet sich in Sachen der Mode, im Ganzen genommen, noch immer nach Paris. Es gibt Damen und Modehändlerinnen hier, die sich periodisch Puppen und Zeichnungen aus Frankreich kommen lassen. Selten wachsen auf unsern einheimischen Boden neue Moden; und wenn es auch geschieht, so schwingen sie sich doch nicht zu dem Ansehn einer Parisischen empor.“

„Uiberhaupt aber muß man gestehn, daß hier die Moden nicht sogar unaufhörlich wechseln, nicht zu einer sogar entscheidenden Wichtigkeit erhoben werden, wie wir es von Paris hören. Es giebt nicht gar viele Damen, die ein Verdienst darinn zu finden glauben, die vielfältigen neuen Moden sobald möglich an sich zu pflanzen. Der grössere Theil ändert ziem-

lich

lich langsam. Ich glaube, in Paris wechseln die Moden wenigst viermal, bis sie hier einmal allgemein wechseln; viele derselben kommen gar nicht über unsern Horizont. Es muß etwas sehr bequemes und hübsches seyn, wenn es bei der ganzen galanten Wienerwelt Eingang finden soll: dann erhält es sich aber auch, im Durchschnitt, wenigst um drei viertel Jahre länger, als in Frankreich. Ob deutsches Phlegma, Häußlichkeit, Blödigkeit der Puzmacherinen, Abwesenheit einer regierenden Monarchin ꝛc. Ursache dieser Stagnazion sey, kann ich nicht entscheiden.

So spricht das Journal des Luxus und der Moden — das dogmatische Buch für die Gläubigen der Göttin Mode — über diese Rubrike.

Das Journal der Moden hat Recht. Man trägt sich in Wien mit Geschmak; man ändert von Zeit zu Zeit etwas in Farbe, Schnitt, und andern Nebensachen;

aber

aber man macht nicht gar alle modischen Albernheiten und Nichtswürdigkeiten mit, die unsere quekfilbernen Nachbarn jenseit des Rheins in ihrem Tändelei-Taumel aushekken. Man macht aus einem neuen Lokenbau, aus einer Schnallen-Garnitur nicht jene unendliche Wichtigkeit wie dort drüben; indessen will ich doch jedem ehrlichen Mann, der in den Zirkeln der bessern Gesellschaften gern gesehen mag werden, wohlmeynend gerathen haben, sich nicht sehr altväterisch zu tragen, und überhaupt durch eine niedliche Kleidung seine Aussenseite eben so hübsch nnd geschmakvoll herauszupuzen, als sein Inneres durch Wissenschaft, Litteratur, Philosophie, Wiz und Laune geschmükt seyn mag.

Die Männer tragen sich heut zu Tage größtentheils nach englischen Mustern. Auch scheint es, daß die stets mit Niedlichkeit, und Bequemlichkeit verbundene Solidität des englischen Anzuges sich

besser

besser mit unserm deutschen Nationalkarakter vertrage als das gar zu tändelhafte Flitterwerk der Franzosen .... Die Weiber aber haben noch immer mehr Anhänglichkeit für ihre schon verjährte Gesezgeberin am Puztisch, für die Hauptstadt Frankreichs und der Moden, für das in diesen Kleinigkeiten unerschöpfliche Paris. Darum reisen die berühmtesten zwei Modehändlerinnen von hier, Madame J. und Madame M. alle Jahre wenigstens einmal in Person nach Paris, um dort mit eignen Augen zu sehen, was in ihrem Fache Neues erschienen ist, und mit diesem Neuen sogleich unsere niedlichen Damen herauszupuzen. Wie groß dieses Bedürfniß bei der hiesigen weiblichen Welt überhaupt sey; läßt sich ungefähr daraus berechnen, daß sechshundert fünf und sechzig öffentlich privilegirte Puzmacherinnen in Wien und dessen Vorstädten ihr niedliches Handwerk treiben.

Die

Die Moden sind einer der ersten, wesentlichsten, und kostbarsten Bestandtheile unseres Luxus. Die ernsthaften, häuslichen Väter und Ehemänner haben ihren leidigen Jammer damit. Da kommen der Zeuche, der Hüte, der Bänder, der Spizen, der Schnallen, der Ohrgehänge, der Hauben, der Fächer, der Dosen, der Halstücher, der Federn rc. rc. bald so viele, als Tage im Jahre sind; und will man den lieben Hausfrieden in seinen vier Pfählen erhalten, so muß man schon wenigstens von Zeit zu Zeit mit so einem Artikel die gute Laune der theuren Hälfte oder der heranwachsenden Töchter erkaufen.

Ich hätte meine wahre Freude daran, Euch, geehrte Leser, einen männlichen und weiblichen Stuzer nach dem Leben zu zeichnen, wie sie eben jezt auf dem Graben herumflattern; weil aber mein Gemälde vielleicht in wenigen Wochen schon wieder veraltet seyn möchte, so verweise

ich

ich Euch auf das Weimarische Moden-Journal, welches von Monat zu Monat die Symptomen des Moden-Fiebers mit Einsicht, Wahrheit und Anschauungskraft darstellt.

CIX.

Kirchen.

Es sind gegenwärtig ungefähr 30 Kirchen und Kapellen weniger in Wien, als ihrer vor sechs Jahren waren; und auch die noch bestehenden haben eine etwas veränderte Gestalt bekommen.

In den Zeiten der kleinfügigen Andacht behieng und überlud man unsere Kirchen mit so vielen überflüßigen, zum Theil auch unanständigen und läppischen Verzierungen, Bilderwerk, Tändeleien, ꝛc. daß viele derselben dadurch gänzlich verunstaltet wurden, und eher einem geistlichen Trödelkram, als einem Tempel Gottes

tes ähnlich sahen. Das Fahnen = und Stangenwerk der ehemaligen Brüderschaften, stellte gleichsam einen ausgedorrten Wald in den Kirchen vor; wo immer ein leerer Winkel übrig war, stellte man ein Kreuz, einen geschnizten Heiligen, ein Bild, einen Leuchter 2c. hin. Wo sich eine geschnizte oder gemalte Statue von Kristus, Maria oder einem andern Kirchenpatron befand, sezte man ihr eine baumwollene oder andere Perüke auf; staffirte sie mit einer silbernen oder blechernen Krone aus; legte ihr auch wohl gar ein seidnes oder wollenes Röкchen, einen Mantel, oder so was an. Alles dieß sollte — nach dem Sinn blöder Andächtler und einfältiger alter Weiber — eine Verherrlichuug der Kirche, ein auferbaulicher Beitrag zur grösserer Anflammung der kristlichen Frömmigkeit seyn.

Mit der heiligen Messe wurde ebenfalls eine Art von Unordnung getrieben.

Man las deren zu gleicher Zeit so viele, daß sie, statt die Andächtigen in einer ruhigen Gemüthsversammlung zu halten, dieselben vielmehr zerstreuten. Bei jedem Altar stand ein Priester: der eine war bei der Wandlung, der andere beim Evangelium; der las den Kanon, jener die Kollekte; dieser konsekrirte, jener sprach das Ite missa est. Man wußte oft nicht, gegen welchen man sich mit dem Gesichte wenden, ob man knien oder stehn sollte. Hier ward Oremus gesungen, dort zur Elevazion geklingelt, weiter hin zur Kommunion an die Brust geklopft ꝛc. ꝛc. Kurz, es war eine andächtige Verwirrung, die jede wahrhaft fromme Seele bestürzt machte.

Seit einigen Jahren herrscht mehr Anständigkeit, Majestät, Ernst, Ruhe, und Ordnung in den Wienerschen Kirchen.

All der alberne Bruderschaftsplunder ist aus denselben weggeschaft; den verkleideten Statuen hat man ihre Perüken und Mäntel abgenommen; statt dem profanen Geludle, das oft einen Chor aus einer Opera Buffa in ein Sanctus verwandelt, und es während den heiligsten Religionshandlungen gar süße heruntergekräht hatte, ist der populare deutsche Kirchengesang eingeführt. Mit den Messen, als dem wesentlichsten Stük des katholischen Gottesdienstes ist die Ordnung getroffen, daß von halbe Stunde zu halbe Stunde immer nur Eine, und diese auf dem Hauptaltar der Kirche gelesen werde; die übrigen Altäre stehn gegenwärtig ungebraucht da, und werden nur nicht weggerissen, um keine unsymetrische Lüken in die Kirchen zu machen. Bloß in einigen der größten Hauptkirchen ist es erlaubt, neben der hohen Messe noch ein paar stille zu lesen, um gewissen

Klassen von beschäftigten Leuten ein Genüge zu leisten.

So sehr auch einige eigennüzige Priester gegen diese Einrichtung aufgebracht seyn mögen, so gewiß ist es doch, daß die Kirchen nach ihrer wesentlichen Bestimmung dadurch sehr gewonnen haben. Der vernünftige Krist besucht sie jezt mit mehr Auferbauung und mehr gerührtem Herzen, bethet vielleicht etwas weniger, klopft minder oft an sein Herz, hört wenigere Messen; verrichtet aber seine Andacht mit mehr Ruhe, Salbung und Würde.

XC.

Bäder.

Man kennt die Träume des Franzosen De Maillet. Er studirte, während seiner Konsulschaft in Aegypten, durch fleißige Beschauung der Meeresbewegung, die Hypothese aus, daß die ganze Erde ehedem ein Meer gewesen, und wir Menschen in unserm ersten natürlichen Zustande die Gestalt gehabt, wie man die Tritonen und Sirennen malt: oben Mensch, unten doppelschwänziger Fisch. Darum empfiehlt er uns das Element dieser Thiere vorzüglich, und sagt: im Wasser leben sey das wahre Athmen unsrer angebornen Luft. *)

*) Respirer l'air natal.

De Maillet übertreibt die Sache, das ist gewiß; aber eben so richtig ist, daß wir gar zu wenig im Wasser leben; und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, lobe ich mir den Pseudopropheten Mahomed, daß er seine Muselmänner durch die Religion zum Baden verpflichtet hat. . . . : Eine übelverstandene Keuschheits- und Züchtigkeitssorge, hat bei uns das Baden, Schwimmen, und dergleichen Leibesübungen im Wasser beinahe gänzlich verdrängt, und zu einer Art von Sünde gemacht, da es doch augenscheinlich ist, daß in unsern Kinder- Jünglings- und Männer-Jahren wenige Uibungen dem Körper so heilsam sind, als Baden, Schwimmen rc. Es erfrischt das Geblüt, reiniget die Oberhaut, stärkt die Nerven, macht gelenke und hurtig, und giebt überhaupt unsrer ganzen Maschine Festigkeit.

Erst in den neuesten Zeiten hat man, von der Gewißheit dieser Wahrheiten überzeugt, jene Wasserübungen bei den militärischen Erziehungsanstalten wieder eingeführt. Hier sind sie freilich am nothwendigsten; aber gleich heilsam würden sie für die ganze Nazion, besonders für die männliche Jugend seyn. Der Staat sollte sichs angelegen seyn lassen, durch die Wundärzte und Pfarrer auf dem Lande den Gebrauch des Wassers allgemein anzuempfehlen und einzuführen. Eine Predigt über die Vortreflichkeit des Badens und Schwimmens wäre nützlicher, als eine über die Wichtigkeit des Portiunkula-Ablasses.

Die Wiener hätten es vorzüglich nöthig, ihre Leiber fleißig ins Wasser zu tauchen, weil der ewige Staub, und der schwere, dampfige Dunstkreis dieser Stadt ihre Einwohner auch vorzüglich beschmutzen. Sie baden sich zwar, aber

lange nicht genug. Man hat vor einigen Jahren des vermeyntlichen Aergernisses und der Ersäufungsgefahr wegen das Baden in der Donau verbothen. Zum Ersaz dafür sind ein halbduzend Badhäuser vorhanden, wohl bemerkt: Sechs Badhäuser für Wien, das heißt, ein wahres Nichts für eine so grosse Stadt. Der kleinste Preis für eine Person in diesen Bädern ist 17 Kreuzer, ungefähr so viel als sich der gemeine Mann einen Tag über verdient, folglich nicht auf das Bad wenden kann. Der Staat sollte irgend eine Anstalt treffen, daß besonders die Kinder der niedrigern Volksklassen, ohne ihre Aeltern darüber in Unkosten zu sezen, oft gebadet werden könnten, und wirklich gebadet würden.

Vor zwei Jahren wurde das kalte Stürzbad im Lichtensteinischen Garten Mode. Es gehörte zum guten Ton, da-

hin

hin zu eilen und sich zu stürzen. Männer und Weiber, Damen und Stubenmädchen, alles stürzte sich kopfüber in das Wasser: man erzählte allgemein von den guten Wirkungen dieser Plätscherei; und was das Lustigste ist, die Wirkungen derselben waren ganz entgegen gesezt. Den geistlichen Herren kühlte es das Blut, und erleichterte es die Pflicht des Zölibats; schwächliche Herren und Damen stärkte es zu den Pflichten des Ehestandes. . . Nach einigen Monaten war die allgemeine Stürzlust wieder vorüber.

Eine wahrhaft gute und bequeme Anstalt dieser Gattung sind die kalten Bäder, welche Doktor Ferro dicht am Augarten, auf der Donau angelegt hat. Sie liegen auf grossen Kähnen: man befindet sich vermöge eines Gitterwerks in dem natürlichen, lebendigen Strohm der Donau. Noch in diesem Jahre hat Dr.

Ferro diese Bäder auch zum Spritzen eingerichtet, daß man sich im nämlichen Augenblik am ganzen Leib begiessen kann, weil die Empfindlichen sich beklagten, daß ihnen beim einsteigen in das kalte Wasser das Geblüt alles in den Kopf getrieben werde. Die Kabinetchen in diesem Bade sind mit Sopha, Spiegeln, und allen Bequemlichkeiten versehen. Ein einzelnes Bad kostet 40 Kreuzer, wer sich eine bestimmte Zeit hindurch regelmäßig badet, hat es um etwas geringern Preis.

CXI.

Akademie der Künste.

Die Kunst hat in Wien schon seit langer Zeit grosse und erhabene Gönner und Liebhaber gezählt. Dieß ist billig. Ein so blühender und reicher Staat, wie der Oestreichische, kann und muß allerdings etwas auf die Künste verwenden, die freilich zum thierischen Leben, für ein Volk von Hottentoten und Kalmuken entbehrlich sind, aber nicht für eine Nazion, die in der Welt eine Rolle spielen, die sich Achtung erwerben will; die Geist, Muth, und Bestreben nach bessern Kenntnissen, nach einer edlern Existenz in sich fühlt; kurz, nicht entbehrlich für eine gesittete, emporstrebende, verfeinerte Nazion.

Die-

Dieser Wahrheit ist man in Oestreich überzeugt. Schon Kaiser Leopold entwarf im J. 1704 den Grund zu einer Kunst-Akademie; ließ die unentbehrlichsten Erforderniße zu einer solchen Anstalt, die Muster der hohen griechischen Kunst, einen Laokoon, eine Medizeische Venus, einen Vatikanischen Apoll, den Borghesischen Fechter rc. in Rom abformen und hieher bringen. Förmlich eröffnet wurde sie aber erst unter seinem Nachfolger Joseph dem I., am 18 Dezember 1705. Unter Karl dem VI. erhielt sie noch mehr Unterstüzung, und eine neue Klasse, die Klasse der Architektur; auch wurden damals schon Preismünzen ausgetheilt. Sie bildete die Gran, Altomonte, Janek Ferg, Donner rc.

Nach vielen Abwechslungen ihres Standortes ist endlich die Akademie der Künste vor zwei Jahren in das dritte Stokwerk des ehemaligen Jesuiten-Novi-

viziates bei St. Anna versezt worden. Hier hat sie geräumige Säle und Zimmer, für alle Klassen und Arbeiten, und kann sich des von keinem Nebengebäude gehinderten Lichtes in vollem Masse auf die vortheilhafteste Art von allen Seiten bedienen. Ihre sechs Klassen sind:

Geschichtmalerei;
Bildhauerei,
Architektur,
Landschaftmalerei,
Erzverschneiderei,
Kupferstecheri.

Ihr Protektor ist seit 1772 Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rittberg; ihr Vorsteher, Baron von Sperges. Das dazu gehörige Personale ist: der Akademische Rath, die Ehrenmitglieder, die wirklichen Mitglieder, die Schüler. Die Klassen haben ihre Direktoren und Lehrer.

rer. Jährlich werden an die Schüler, welche die beßten Preisstüke verfertigen, goldene Münzen ausgetheilt. Von Zeit zu Zeit wird auch eine öffentliche Ausstellung neuer sehenswürdiger Stüke von bereits vollendeten hiesigen Künstlern, und andern akademischen Mitgliedern, in dem grossen Modellsaal und einigen Nebenzimmern veranstaltet, und ein eigener Katalog darüber gedrukt.

CXII.

CXII.

Schazkammer.

Der Philosoph lächelt beim Eintritt in dieses Gewölbe. . . . Hier liegen die Herrlichkeiten der Erde: Königs-Kronen, Herzogs- und Fürsten-Hüte, Gold- und Silber-Klumpen, in hunderterlei schöne Formen gebracht, zum Gebrauch der Götter dieser Erde; Perlen und Edelgesteine, aus beiden Indien zusammengeholt: kurz, all jener schimmernde und flimmernde Plunder, welcher den angebeteten Gözen der Thoren ausmacht, und selbst von dem Weisen nicht ganz gleichgültig angesehen wird.

Nebst den Dingen, welche man gewöhnlich in den Schazkammern grosser Könige zu sehn pflegt, als da sind goldne und silberne Tafelservice, grosse kostbare Schmukgarnituren, und andere theils

künstliche, theils theure und seltne Stüke, enthält die Schazkammer zu Wien die Ungarische und Böhmische Krone, den erzherzoglichen Hut, und noch die Insignien einiger anderer Provinzen. . . . . Die Ungarische Krone, welche in den vorigen Zeiten auf den Schlössern zu Ofen und Preßburg gelegen hatte: und der erzherzogliche Hut, den nach altem Herkommen das Kloster Neuburg in Verwahrung hielt, wurden im April 1784 hieher gebracht.

Ehedem hielt man bekanntlich die Krone eines Reichs für ein unumgänglich nöthiges Stük zum rechtmässigen Besiz desselben. Man verwahrte dieses Spielzeug hinter siebenfachen Thüren, Riegeln und Siegeln. Einem König seine Krone zu stehlen, war eben soviel, als ihm sein Reich abnehmen: in der alten Geschichte von Ungarn, Böhmen, Polen ꝛc. kommen solche Beispiele vor. . .

Heut

Heut zu Tage lächelt man über diese gutgemeinte Grille unsrer ängstlichen Großväter. Statt der gefährlichen Eigensinnigkeit, den Besiz, folglich auch die Ruhe eines Landes an ein kleines Goldklümpchen zu knüpfen, sieht man jezt auf die wesentlichern Ansprüche, auf Erbrecht und Besiz. Indessen hebt man diese alten politischen Reliquien noch als eine Seltenheit auf, zeigt sie den Neugierigen; sieht sie aber in der aufgeklärten Welt ungefähr mit eben dem Auge an, wie die Kirchen-Reliquien.

Unter dem grossen Vorrath von Juwelen am Familienschmuk des Oestreichischen Hauses ist besonders merkwürdig der grosse Diamant, gewöhnlich der Florentinische genannt. Er ist in Betracht seiner seltnen Grösse ungefähr der dritte unter allen bisher bekannten Diamanten. Das Schiksal spielte ihm sonder-

bar mit. Einst glänzte er am Diadem Karls des Kühnen Herzogs von Burgund. Dieser unglükliche Fürst, zu viel auf sein gepuztes, reiches, vom blühendsten Adel strozendes Heer bauend, wurde von den groben Schweizerbauern zum erstenmal bei Gransee schlimm zugerichtet, und verlor daselbst vorzüglich sein ganzes Lager, samt allen darin liegenden Schäzen und Kostbarkeiten *). Unter diesen befand sich auch der grosse Diamant. Der Schweizerische Landsknecht, welcher ihn

bei

---

*) Ein alter lateinischer Reimer hat auf die wiederholten schreklichen Niederlagen des unglüklichen Karls folgende ziemlich lahme Verse gemacht:

Oppida trina tibi, Dux Carole dira fuēre:
In *Rebus* Granse, *Grege* Murten, *Corpore* Nancy.

bei der Plünderung des Lagers erhaschte, und sich vermuthlich besser auf Käse als auf Diamanten verstand, verkaufte ihn an einen Bürger von Bern um fünf Gulden; dieser an einen italiänischen Kaufmann um 120 Gulden; und so gieng er von Hand zu Hand, und stets in seinem verdienten Preise steigend, bis ihn der Herzog von Florenz erhandelte, von wo aus er bei den veränderten Besizern dieses Landes in die Schazkammer nach Wien kam, wo er er nun für eine Tonne Goldes nicht wieder feil ist.

Da ich kein Inventarium von den Merkwürdigkeiten Wiens mache, so übergehe ich auch die Einzelnheiten der Schazkammer, die von Jedermann mit eignen Augen gesehn zu werden verdient.

Unter den vorigen Regierungen bestand auch eine sogenannte geistliche

Schazkammer, wo vermeinte geistliche Kostbarkeiten und Raritäten, z. B. das Kreuzbild, welches mit K. Ferdinand gesprochen haben soll, und dergleichen schöne Sachen mehr, aufbehalten wurden. Diese Dinge hat man zerstreut, und meistentheils an angemessenere Pläze gebracht.

CXIII.

Vieh-Arzneischule und Thier-Spital.

Die Anbether des Brama haben für alle Gattungen von Thieren eine Art von brüderlicher Liebe, weil sie dieselben für Wohnungen von Menschenseelen halten. Die Anhänger des Mahomed machen Stiftungen für Hausthiere und Vögel, um sie zu nähren. . . . Wir sind klüger: wir pflegen unsere ökonomischen Thiere, die uns zur Nahrung, Arbeit und Bequemlichkeit dienen.

Die Hornviehseuche ist ein Übel, das die größte Aufmerksamkeit des Staats verdient, weil sie oft die Nahrungsquellen eines ganzen Landes hemmt. Das

Pferd ist ein so nüzliches, für einen militärischen Staat so unentbehrliches Thier daß man für die gute Erhaltung desselben nie zuviel Sorge verwenden kann. Um diese beiden wichtigen Gegenstände der Staatsökonomie gehörig zu besorgen, hat man die Vieharzneischule und das damit verbundene Thierspital angelegt. Das Gebäude dieses Institutes liegt in der Vorstadt Landstrasse, in der Rabengasse. Der Aeskulap unsrer ökonomischen Thiere ist Herr Wolstein.

Der erste Grund zu dieser öffentlichen heilsamen Anstalt wurde schon im J. 1769 von dem jezt regierenden Kaiser gelegt. Darauf ließ man Hrn. Wolstein durch alle Länder von Europa reisen, wo er seine Kenntnisse über die Naturgeschichte und Anatomie der Hausthiere, über die Krankheiten und Operazionen der Pferde, über die Zucht der Pferde, des grössern und

klei-

kleinern Hornviehes rc. erweitern konnte. Nach seiner Zurükkunft kam zu Ende des Jahrs 1777 das Thierspital und die Vieharzneischule vollkommen zu Stande.

Da dieses Institut beinahe das einzige in seiner Art, von sehr wesentlichem Nuzen, und im Auslande nicht nach Verdiensten bekannt ist: so will ich es hier, nach einer schon gedrukten Nachricht, etwas umständlicher anzeigen.

„Alle Theile der Thierarznei werden an dieser Schule nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch gelehret. Professor Wolstein, der zugleich die Direkzion über das Spital und die Schule führt, lehrt Naturgeschichte, verbunden mit der Lehre von den Kenntnissen der Pferde, und ihrer Auswahl zu den verschiednen Geschäften. Dann trägt er die Lehre von dem

Hufbeschlage theoretisch vor, und erläutert die Lehre von den Krankheiten und Seuchen der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe und Schweine. Der Oberadjunkt Schmidt giebt praktischen Unterricht im Hufbeschlage, der Adjunkt- und Apotheker Mengmann behandelt die Arzneimittel-Lehre, und die Kunst sie zu bereiten. Der Adjunkt Tögel lehrt Anatomie und Physiologie; hält zugleich in den bestimmten Stunden die Repetitionen. Der ganze Lehrkurs dauert etwas über zwei Jahre. — Die Ordnung in diesem Hause ist folgende: Morgens von 7 bis halb 9 Uhr versammeln sich die Schüler mit Professor Wollstein, betrachten mit ihm die Kranken, wohnen den Verordnungen und Operazionen bei, die täglich zu verrichten sind. Von 9 bis 10 Uhr werden die Vorlesungen gehalten; und von 10 bis 11 Uhr beschäftigen sich die Schüler mit eignen Bemerkungen. Für diejenigen, welche

weder im Spital, weder in der Anatomie, Apotheke noch Schmiede die Inspektion haben, sind die Stunden von 2 bis 3 Uhr Nachmittags frei. Die Repetitionen und Prüfungen, die, ausser Mittwoch und Donnerstag, täglich öffentlich geschehen, werden von 3 bis 5 Uhr im Hörsaale gehalten. Die Zahl der kranken Pferde beläuft sich gewöhnlich von 20 bis auf 30 Stüke; die größte Anzahl von 40 bis 50. Jedermann kann kranke Thiere gegen Bezahlung des Futters und der Arznei in das Spital geben; es werden immer so viele angenommen, als Raum dafür vorhanden ist. Kranke Schaafe oder Hornvieh werden nur dann angenommen, wenn um Wien sich eine Viehseuche äussert. Die Schüler bestehen aus Inländern und Fremden. Nicht bloß angehende Aerzte und Wundärzte, sondern auch bürgerliche und militär- Schmiede, Bereiter und Oekonomen besuchen das

Spital und die Schule. . . . Im Jahr 1777 wurde verordnet, daß keinem Schmiede das Meisterrecht soll ertheilt werden, der nicht durch Zeugnisse darthun kann, daß er den Lehrkurs der Thierarznei zurükgelegt hat. Durch eine andere Verordnung vom J. 1780 kann kein Arzt zu einem Physikat gelangen, der nicht die Lehre von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes vollendet hat. Dieser Theil der Thierarznei wird alljährlich gegeben, und dauert der Unterricht in demselben sechs Monate. . . . Seit dem J. 1780 wird die Thierarznei auch an den Universitäten zu Prag, Pest, Lemberg, Freyburg, und Grätz von Lehrern vorgetragen, die in der hiesigen Wolsteinischen Schule ihre Bildung erhalten haben."

Die

Die jungen Mediziner vom Auslande besuchen diese Schule sehr fleißig; auch haben einige deutsche Fürsten schon eigends Zöglinge in dieses Institut hieher geschikt; daß also vermuthlich bald ähnliche Schulen nach dem Muster desselben in mehrern deutschen Provinzen entstehen werden.

CIV.

Der 31ste Dezember.

Unsre guten, zeremonienvollen, steifen und komplimentenreichen Vorfahren hatten gewisse Glükwünschungstage als einen Ehrenpunkt festgesezt. Dieselben versäumen, hieß freiwillig Gnade, Gunst, Freundschaft, Empfehlung, und gutes Vernehmen der Familien aufgeben. . . . Um alles dieses fester zu gründen, und sich öfter im Gedächtniß derer aufzufrischen, die man aus Neigung oder Absichten zu Freunden behalten wollte, vermehrte man allmählig diese Glükwünschungstage zu einer übermäßigen Anzahl.

Der Neujahrstag; die Osterfeyer, die Pfingstfeyer; die Weihnachtsfeyer; der Geburtstag des Herrn vom Hause, der Geburtstag der Frau vom Hause; der Namenstag des Herrn; der Namenstag der Frau; die Geburtstäge und Namenstage aller Kinder, Schwestern, Tanten ꝛc. ꝛc. In einigen wohlhabenden Familien von Bürgern und kleinern Beamten sogar die Jahrstage der geschlossenen Ehe, des erhaltenen Amtes ꝛc. ꝛc. Alle diese Tage sezten den ganzen Zirkel der Bekannten vom Hause in Bewegung, daß sie sich in ihre Galakleidung stekten, zu Wagen und zu Fuß nach dem beglükten Hause eilten, und ihren Krazfuß machten, sich zu hohen Gnaden oder alten Freundschaft empfehlend.

Allmählig faßten einige den Muth, diese ewige Glükwünscherei höchst überlästig

stig zu finden. Es blieben für einmal die grossen Feyertage weg. Die kleinen Familien Jahrstage wurden auch wegsatyrisirt. Nach und nach vergaß man ebenfalls auf die Geburts- und Namenstage der kleinen und der Nebenfamilie. Die Namenstage des Herrn, besonders aber der Frau, und der erwachsenen Töchter, haben sich noch ziemlich erhalten. Der allgemeine, unter einer politischen Todtsünde, nicht zu vergessende Tag des Glükwunsches aber ist der Neujahrstag, oder eigentlich der Vorabend desselben, der 31ste Dezember.

Wehe den Pferden von Wien an diesem Tage! besonders den Pferden der Lehenkutscher und Fiaker. Da steht keiner müßig; alle Pläze sind leer; man zankt sich darum, man überbietet einander in die Wette. Nie ist so unsicher zu gehn, als an diesem Tage: alle

Gassen

Gassen und Strassen sind voll von hin und herrennenden Wagen, mit hochgepuzten Herren und Frauen beladen.

Wenn eben recht schmuziges Schlakerwetter einfällt, ist es ein wahrer Jammer. Das Frauenzimmer bekömmt beim Aussteigen einen derben Guß von der Dachtraufe auf den Kopf und Busen. Das Stuzerchen in weiß seidnen Strümpfen und Hut unterm Arm, wird von den Wagenrädern wie getygert mit Koth bespritzt. In den Häusern geht es Trepp auf Trepp ab; man stoßt an gnädige Frauen und Lakeien, an Kavaliers und Laufer; jeder rennt zur Thüre, krizelt seinen Namen auf, oder wirft ein paar Billets hin. Die Bekannten, welche sich begegnen, lachen einander aus, oder fluchen auf alle Gratulazionen.

In-

Indessen, wie es in allen Religionen Freigeister, gibt, so gibt es auch, welche über das Dogma der Glükwünschungs-Nothwendigkeit. Ich bin dabei. Und, im Vertrauen gesagt, unser Haufe wächst alljährlich mehr an.

Skizze

von

Wien.

Fünftes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1788.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Skizze von Wien

Bd.: Viertes Heft

Wien ; Leipzig 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1733 -4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252448-2
VD18 80282814-001